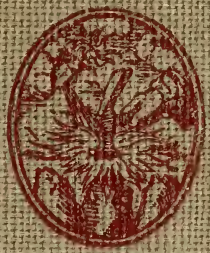
UNBEKANNTE AUFSÄTZE JAKOB BURCKHARDT'S

AUS PARIS, ROM UND MAILAND.



Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/unbekannteaufsat00burc

UNBEKANNTE AUFSÄTZE JAKOB BURCKHARDT'S

AUS PARIS, ROM UND MAILAND.

EINGELEITET UND HERAUSGEGEBEN VON

JOSEF OSWALD.

BASEL 1922.
BENNO SCHWABE & Co., VERLAGSBUCHHANDLUNG.

INHALT.

Seite

Vorwort 7

Basler Milieustudien 11

Jakob Burckhardts Beziehungen zum Niederrhein 24

Hat Jakob Burckhardt Pariser Feuilletons für die Kölnische Zeitung geschrieben? . . 43

Die französische Literatur und das Geld. (Paris, Anfangs September 1843) . 60

Die Königliche Bibliothek in Paris. (Paris, September 1843) 69

Ein unbekannter Aufsatz Jakob Burckhardts aus Mailand 79

Italienische Erfahrungen. (Mailand, Ende März 1847.) I, II, III . . . 88

Nachtrag 108

Rom in der heiligen Woche. (Rom, 14. April 1846) 125

Schilderungen aus Rom. (1846) . . . 135

VORWORT.

Wie oft während meines elfjährigen Basler Aufenthaltes habe ich Jakob Burckhardt gegenüber gesessen! In der schon damals (1887) seit einem Jahrhundert bestehenden Lesegesellschaft war es, in der ehemaligen bischöflichen Kanzlei mit dem malerischen Ausblick auf Fluß, Stadt und Berge sowie auf die benachbarte «Pfalz», hinter deren mächtigen Kastanienbäumen der rote Münsterbau aufsteigt. Wie oft habe ich da im Stillen an dem feinen Greisenhaupt des in seine Lektüre vertieften Gelehrten mich erfreut, der überall, wo Wissen adelt, als ein Nobile von vorbildlichem Schlage galt, in der vaterstädtischen Republik aber die Verehrung eines geliebten Geistesdogen genoß. Doch erst geraume Zeit nach seinem Tode, fern von Basel, das mir in angenehmer Erinnerung blieb, begann ich einläßlich mich mit dem großen Kulturhistoriker zu beschäftigen.

Als ich für die von Wilhelm Schäfer herausgegebene Kunstzeitschrift «Die Rheinlande» ein Bild der eigenartig-bedeutenden Musenstadt am Oberrhein entwarf, wurde Jakob Burckhardt der Held meiner «Basler Milieustudien», die hier den Auftakt geben. Derselben Monatsschrift steuerte ich zu Burckhardt's Zentenarfeier den folgenden Aufsatz über seine Beziehungen zum Niederrhein bei. Stets in Stromesnähe wohnhaft, ergriff ich das Thema, hingerissen von dem Enthusiasmus, womit der feurige Schweizer seiner ideellen Gemeinschaft mit Deutsch-

land auf den Schauplätzen meiner Jugend inne ward. Nachforschungen, die ich in der Kölnischen Zeitung anstellte und die hinüberleiteten in eine neue Etappe seines Lebens, führten zu einem überraschenden Fund, der wohl begründet sein wollte. Namentlich erwies sich die bisherige Kenntnis von den biographischen Einzelheiten als unzureichend; — bricht doch das lange erwartete Werk von Otto Markwart «Jakob Burckhardt. Persönlichkeit und Jugendjahre» (Benno Schwabe & Co., Basel 1920) da ab, wo meine Entdeckung beginnt. So entstanden für die Kölnische Zeitung und für die Neue Zürcher Zeitung die beiden Aufsätze, die unter Weglassung dessen, was bei der gleichzeitigen Publikation der betreffenden Feuilletons überflüßig erscheint, hier wiederkehren. Die Redaktion der Kölnischen Zeitung hatte die Gefälligkeit gehabt, das Archiv des Verlages zu Rate zu ziehen. Leider mit negativem Erfolg. Doch konnte Herr G. A. Brüggemann mich wenigstens auf den Mailänder Aufsatz aufmerksam machen. Zudem hatte ich die Genugtuung, daß der mir befreundete Dr. Hans Trog von der Neuen Zürcher Zeitung — einer der genauesten Burckhardtkenner und sein erster Biograph — sich von der Richtigkeit meiner Annahmen überzeugt erklärte und auf Herausgabe der drei unbekannten Arbeiten drang. Dazu war der erwähnte Basler Verleger bereit. Schon lag mein Manuskript abgeschlossen in seinem Pult, als er mir, von Herrn Professor Felix Staehelin herrührend, Exzerpte aus einer Veröffentlichung neuer Burckhardtbriefe an Kinkel schickte, herausgegeben von Dr. Meyer-Krämer (Berlin) in der Basler Zeitschrift

für Geschichte und Altertumskunde, 19. Bd. Weitere Entdeckungen winkten also für einen Nachtrag, darunter ein paar Aufsätze Burckhardt's aus Rom.

Kurz vor dem Druck ging mir ein Schreiben des Verlages der Kölnischen Zeitung zu, das auf Grund der Geschäftsbücher Burckhardts Autorschaft aller mitgeteilten oder erwähnten Beiträge bestätigt, einschließlich der beiden Pariser Feuilletons, deren Verfasser sich ebenfalls in dem verloren geglaubten Kontobuch von 1843 nachweisen ließ.

Unter den immer mehr sich verdüsternden Schicksalswolken, die über Deutschland hängen, sind mir diese Studien oft eine glückliche Zuflucht gewesen. Möchten sie eine ähnliche Ablenkung der zahlreichen Burckhardt-Gemeinde bereiten. Den genannten Herren, deren Beistand und Anregung mich förderten, sowie dem Verwalter des Jakob Burckhardt-Archivs, Herrn Dr. Albert Oeri, in Basel, spreche ich auch an dieser Stelle meinen verbindlichen Dank aus.

Wiesbaden, im September 1921.

Josef Oswald.

BASLER MILIEUSTUDIEN.

Es ist eine merkwürdige Mischung von Stille und Regsamkeit in der Basler Luft. Freude am Altertum und seiner farbigen Erneuerung und resoluter, vor keinen Durchbrüchen, Um- und Neubauten schreckender Fortschritt treten gleicherweise im Straßenbilde hervor, ähnlich wie die alten stolzen Patriziersitze, die man einzig für vornehmes Behagen geschaffen glaubt, erfüllt sind von Kontor- und Fabrikarbeit. Insbesondere zeigt das soziale und private Dasein sich von Nachklängen der Vergangenheit beherrscht, von einer unverkennbaren geschichtlichen Eigenart, trotzdem die Stadt, da sie in erster Linie Handels- und Industriestadt ist, keineswegs abseits vom Strom des modernen Lebens liegt, der sonst alles Originelle glatt schleift. Indessen begegnet dieser Wirkung der Freizügigkeit eine längst nicht mehr gewöhnliche Seßhaftigkeit, vornehmlich bei jenen Geschlechtern von altem Ansehen und solidem Reichtum, also den berufenen Hütern der überlieferten Anschauungen und Bräuche.

Sicherlich hat es ihnen niemals an bedeutenden Persönlichkeiten gefehlt. Allein in ihrem Zusammenhange betrachtet, scheint das Typische dem Individuellen zum mindesten die Wage zu halten. Mit anderen Worten: Es überwiegt — vielfach auf dem Grunde einer sehr ausgeprägten religiösen Gesinnung — eine praktische und nüchterne Denkart, die den Besitz wesentlich vom Standpunkte der Macht, die er gewährt, nicht in Rücksicht auf Ge-

nüsse, die er ermöglicht, wertet, zugleich erfolgreich bedacht ist auf seine Erhaltung und Mehrung von Geschlecht zu Geschlecht. Ähnliches findet sich wohl auch anderwärts, wo Handel und Gewerbe nicht erst von heute sind, daher ein Vergleich des Bodenständigen, etwa in Basel und Elberfeld, manchen verwandten Zug ergibt. So natürlich jedoch der praktische und konservative Geist in einer von altersher vorwiegend kaufmännischen Umgebung ist, so auffallend wirkt diese als Folie für glänzende Gelehrten- und Künstlererscheinungen, die fern vom Wege gemeiner Nützlichkeit ihre Bahn ziehen. Aber das ist in Basel der Fall. Oftmals hat es Männer dieser Art hervorgebracht oder an sich gefesselt. Zumal aus neuerer Zeit drängen solche Erinnerungen sich in die Betrachtung der Stadt, unwillkürlich denkt man an Nietzsche, an Burckhardt und Böcklin, namentlich an Jakob Burckhardt.

Man muß sich Basels alte und reiche Kultur vergegenwärtigen, wenigstens die beiden Quellgebiete ihrer heutigen Entwickelung. Das eine, das Zeitalter des Humanismus und der Renaissance, gab der Stadt ihren höchsten Glanz. Da erwuchs das Ansehen ihrer Buchdrucker, der Ruhm der neuen Universität, gestiftet von demselben Pius, der während des Konzils als jugendlicher Humanist das Amt eines Sekretärs versehen hatte. Fern am Horizont wetterleuchtete schon der Ernst der Reformation. Aber Basel war noch nicht das fromme, sondern das fröhliche, wo Hans Holbein unter den Töchtern des Adels seine Venus und Lais fand und den unsteten, in keinem Volkstum wurzelnden Erasmus ein spätes Heimatgefühl beschlich. Diese Anziehung auf Men-

schen von Geist und Talent, mochten sie flüchtige Gäste sein oder sich verbürgern und Bürgerinnen freien, rief allmählich eine bewußt geübte Kulturpolitik hervor. So erkennt man in den glorreichen Anfängen der Hochschule das Vorbildliche für den erneuten Aufschwung im verflossenen Jahrhundert. Wie mit ihr das Andenken an die Frühzeit eines Reuchlin, eines Geiler von Kaisersberg verknüpft ist, wie Basel einen Sebastian Brant so lange hielt, bis sein Ruf als Poet und Jurist ihm eine Anstellung in der Vaterstadt verschaffte, so hat es neuerdings, wie übrigens auch Zürich und Bern, eine ungemeine Witterung für vielverheißende Kräfte an den Tag gelegt. Um nur das berühmteste Beispiel zu nennen: Nietzsche wurde zum Professor bestellt, bevor er Doktor war. Bezeichnend ist auch, daß man einst den genialen, aber abenteuerlich umherziehenden Paracelsus als Stadtarzt und Dozent verpflichtete zum Entsetzen der Kollegen, die ihn bald wieder fortärgerten, daß man Vesal, den Bahnbrecher der Anatomie, bei einer Anwesenheit in Verlagsangelegenheiten an die Universität zog, um ihr zum ersten Male das Schauspiel einer klassischen Handhabung des Skalpells zu bereiten.

Keiner hat eine leuchtendere Spur hinterlassen als jener Malerfürst. Was aus den stark zwölf Jahren, die er im Ganzen in Basel verbracht hat, an Kunstwerken der Stadt verblieben ist, gehört zu ihren am meisten beneideten Gütern. Sie haben zweifellos besondere lokale Wirkungen geübt. Man kann z. B. sich vorstellen, wie unter dem Einflusse seines Amerbach, dieses vielseitigen Sohnes einer geistig bewegten Zeit, einförmige Handelsherrenexistenzen sich

geweitet haben zu edler Förderung von Wissenschaft und Humanität. Und mit welchen Blicken mag an dem Erasmusporträt der junge Burckhardt gehangen haben, als er im Banne von Voltaire und «seiner geliebten Encyklopädisten» stand, denen er die Eleganz der Form in Schrift und Rede verdankt (Gelzer). Schließlich muß die ganze kostbare Hinterlassenschaft an Holbeinwerken, die erst im 17. Jahrhundert aus Familienbesitz Universitätseigentum wurde, wenigstens sporadisch die Entwickelung eines Kunstsinnes begünstigt haben, der vielleicht lange, ehe Böcklin auftrat, eines neuen großen Künstlers in Basel geharrt hat.

Auf der Höhe von Holbeins Ruhm war die entscheidende Wendung von der einen zur anderen Epoche eingetreten. Einen Moment — unter dem Wüten des Bildersturmes — schien alle künstlerische Kultur in Frage gestellt. Der kühne Lobredner der Narrheit hatte sich mißmutig ins Breisgau begeben. Auch den genialen Randzeichner hielt es nicht lange mehr. In seinem Unterhalt bedroht, segelte er wieder nach dem Dorado der Porträtisten, dem hinfort weder Mahnungen noch Bitten ihn entrissen. Doch der Boden Basels war zu sehr durchdrungen von Kulturkräften und Interessen, als daß er nicht bald einer neuen Saat sich geöffnet hätte. Es war die Kultur der Refügianten, deren Hauptstärke im Handel lag, sowie in mancherlei zum Teil neuen Industrien aus dem Süden. Um einer Überflutung mit Welschen vorzubeugen, hatte eine kulturpolitisch wichtige Auslese stattgefunden. Nur wer über Vermögen oder doch über geistige Kapitalien verfügte, erlangte das Bürgerrecht. So entstand eine religiös und sozial

gleichartige Schicht, die sonst bunt genug zusammengeschwemmt war aus deutschen, französischen und italienischen Sprachgebieten. Ehen untereinander, aber auch mit Gliedern alteingesessener Familien bereiteten einen festeren Kitt und eine einheitliche Färbung, indes dieser Vermischung ein Patriziat entwuchs, das in der Ratsstube wie im Kontor, auf der Kanzel wie auf dem Katheder zu Hause war. Der Brennpunkt der Basler Kultur blieb die Hochschule. In ihrer mittleren Zeit waren die Lehrstühle vorwiegend mit Einheimischen besetzt. Gelehrtengeschlechter hatten sich entwickelt, deren Namen in den Professorenlisten häufig wiederkehren, keiner öfter als der Name Burckhardt, der schon bis 1778 zehnmal vertreten ist. Ideal waren die Verhältnisse freilich nicht, z. B. daß bei Ernennungen das Los entschied. Immerhin fiel Basel auf einem Gebiete eine führende Rolle zu durch jene Mathematikerfamilie, die in drei aufeinanderfolgenden Generationen acht Berühmtheiten hervorbrachte, von denen die beiden ältesten neben Leibniz und Newton genannt werden. Zu diesen Bernoullis gesellt sich noch Leonhard Euler, wenn er auch lediglich durch Geburt und Studienzeit der Rheinstadt angehört.

Kultur im allgemeineren Sinne wurde sodann gefördert durch den stetig sich erweiternden Kreis von Handel und Industrie. Hatten die Religionsflüchtlinge mit ihren dem Luxus dienenden Gewerben anfangs den engen Formen der bestehenden Handwerkerordnungen sich anpassen müssen, so trugen sie doch unwillkürlich den Keim der Auflösung in die starren Gebilde. «Seit 1691 steht das Fabrik-

wesen Basels dem feindlichen Zunftwesen gegenüber definitiv gesichert da.» (Geering.) Allmählich kam die Existenz großer Handelsherren in entsprechenden Bauwerken zum Ausdruck. Es erhoben sich am Rheinsprung die heute noch imposanten Paläste, von denen das «weiße Haus» des Jakob Sarasin literargeschichtlich interessante Beziehungen hatte zu Lavater und Pestalozzi, zu Lenz und Klinger, zu dem Verfasser des «Ardinghello» und Anderen. Daß die Liebe zur Vaterstadt eine verständige Wanderlust nicht ausschloß und Geschäftsreisen und Magisterfahrten oft weit sich ausdehnten, führte zu unaufhörlichen Berührungen mit anderen Kulturländern, wobei der Zug nach Italien eine bemerkenswerte Rolle spielt. Sogar unter den modernen Erforschern fremder Erdteile war Basel bereits an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts mit einem seiner Burckhardt's vertreten.

Es wohnte dem Geiste dieses Kulturmilieus eine Lebenskraft inne, die der grundstürzende Wandel einer anderen Zeit wohl zu bedrohen, doch nicht zu brechen vermochte. Durch die Losreißung von Basel-Land (1833) empfindlich genug getroffen, bot die Stadt wirtschaftlich und wissenschaftlich alles auf, um sich wie bisher zu behaupten, indes ein gemeinnütziger Sinn von ungewöhnlicher Größe hilfreich hervortrat. Da mochte denn die überall erwachte Neigung für vaterländische Geschichte und Kunst, wie der Ruf der Feierstunde, frohe Zuflucht und frischen Antrieb verheißen. Eine Fülle von Urkunden, Denkmälern, Kunstschätzen in öffentlichem nnd Privatbesitz harrte der Erforschung. Doch während der weitschichtige Stoff erst all-

mählich Gestalt gewann, bildete sich in Jakob Burckhardt, nicht ohne daß er an lokalgeschichtlicher Aufgabe die fertige Hand erprobt hätte, ein Meister universaler Betrachtung. Ihm auf dem Fuße folgte Arnold Böcklin, der seinen Mitbürgern wieder den unermeßlichen Wert einer ursprünglichen Kunst zeigen sollte.

Burckhardt, der Kenner, und Böcklin, der Könner: der eine war zu tief in den Zauberkreis einer enormen Kunstvergangenheit eingesponnen, der andere zu kräftig durchpulst von dem unbedingten Persönlichkeitsrecht des genialen Künstlers, als daß in ihren Beziehungen zueinander eine ungetrübte Harmonie sich hätte erhalten können. Gleichviel. Beide waren in ihrer Art ersten Ranges und somit höchst würdige Gegenstände vaterstädtischen Stolzes. Freilich gestaltete sich das Verhältnis zwischen Basel und Burckhardt inniger als das zwischen Basel und Böcklin. Lag jenem doch die denkbar engste Zusammengehörigkeit zugrunde, angebahnt gleichsam schon genealogisch und vollendet durch einen von seltener Treue geweihten Lebensgang.

Berühmtheiten, die untrennbar mit ihrem Geburtsorte verwachsen sind, kommen nur noch ausnahmsweise vor. Man erlebt dann unter Umständen das erstaunlichste Schauspiel oder eine Volkstümlichkeit, wie sie Burckhardt in Basel genoß, ganz schlicht, gleichsam der Stolz einer Familie auf ihren Liebling. Daß seine vornehme, in ihrem Verständnis begrenzte Tätigkeit dabei kein Hindernis war, deutet auf eine Begabung, die mehr als durchgängig sich enträtselt aus ihrem Milieu. Im allgemeinen glaubt man schon viel für die Erkenntnis eines ungewöhn-

lichen Geistes gewonnen zu haben, wenn man sein Wirken einigermaßen vorgezeichnet sieht in dem Interessenkreis seines Erzeugers oder Ahnen. Hier jedoch hat man eine Historikergröße vor Augen, die emporwächst aus einer Welt ebenso bedeutender geschichtlicher Reminiszenzen als starker geschichtlicher Neigungen.

Mochte die Vaterstadt vor seinem Forschergeiste verschwinden, seine Studien offenbarten dennoch einen eigentümlichen Widerschein ihrer interessantesten Erinnerungen. Was das Basel der Renaissance Kostbares hinterlassen, hatte früh den Blick ihm geschärft, der nun mit genialer Sicherheit den Flor der Erscheinung an ihrem sonnigen Ursprung erfaßte. Überhaupt war ein starker ästhetischer Trieb seinem Historikervermögen eingepflanzt. Inmitten des heimatlichen Reichtums an alter Kultur und Kunst hatte es vornehmlich eine kunst- und kulturgeschichtliche Richtung gewonnen. Sie führte den Gereiften zur Behandlung der eindrucksvollsten Entfaltungen, wie in jenem Italien der Renaissance so im späten Römerreich und in Griechenland. Auf diesen verschiedenen und doch verwandten Gebieten gipfelte sein literarisches und akademisches Wirken, was zur Voraussetzung hatte, daß er erfüllt war von dem Geiste des Humanismus, der ebenso im Widerspruche mit der wachsenden Gegenströmung des Jahrhunderts als im Einklange mit den lokalen Überlieferungen stand. Nicht oft mag er eine so erfreuliche Ausprägung gefunden haben wie bei diesem Nachzügler, beherrscht von einem durch die Zeit erweiterten Begriff des Klassischen und von einer Subjektivität, die hinwieder eine hohe Beson-

nenheit adelte, fähig das Gegensätzlichste mit derselben verständnisvollen Einsicht zu durchdringen.

War nicht sein früh erwachtes Ciceronetalent eine der praktischen Gaben seiner Heimatfeen, die die Natur des Beschenkten reizvoll ins Wissenschaftliche verwandelt hat? Ist in dem Manne, dem kein Spezialistenruhm groß genug erschien, um dagegen den souveränen Zug zum Umfassenden einzutauschen, nicht der gelassene Stolz des Patriziers erkennbar? Jedenfalls durchdringt Vaterstädtisches reichlich seine Eigenart, in welcher Beziehung die Anhänglichkeit an Basel, die ihn sogar die Nachfolge Rankes verschmähen ließ, am meisten auffällt. Man erinnere sich indessen, daß er einer der Familien angehörte, die mit der Stadt eng verwachsen, auch mit ihren wissenschaftlichen Talenten sich zu ihrem Dienste verpflichtet hielten. Erweislich zu allen Zeiten hat die kleine kantonale Hochschule auf die namhaftesten der eingeborenen Lehrkräfte eine nicht zu besiegende Anziehungskraft geübt. Bei Burckhardt kommt noch dies in Betracht. Augenscheinlich ein weit größeres Gewicht auf seine Lehrtätigkeit legend als auf die schriftstellerische, der er doch seinen europäischen Ruf verdankte, wandte auch an ein breiteres Publikum als das von der Studentenschaft gebotene sich gern der mit seltener Macht der Rede Begabte — *suada inprimis clarus,* wie es von einem Burckhardt des achtzehnten Jahrhunderts heißt. So erzielte er Wirkungen, die sich anderwärts kaum hätten ermöglichen lassen, weil solch ein kleines und doch selbständiges, Staat und Stadt in sich vereinendes Gemeinwesen dazu erforderlich war. «Ihm zuerst»,

urteilte aus genauester Kenntnis Nietzsche über ihn, «verdankt Basel seinen Vorrang von Humanität». —

Neben Burckhardt nimmt sich Böcklin's Malergenie wie ein Findling aus, wie auf einem anderen Stern geboren. Gerade die zwei Kardinaltugenden seines Künstlertums sind Hauptmängel seines Jugendmilieus. Damals noch mehr als heute eignete dem Basler Geschmack eine Scheu vor dem Auffallenden, die von der Kleidung auf die ganze Lebensweise sich erstreckte — also dem Böcklin'schen Farbenjubel von Grund aus widersprach. Sodann sucht man in der geistigen Physiognomie der Stadt vergebens jenes dichterische Element, das innerhalb der Schranken malerischer Ausdrucksfähigkeit so triumphierend des Meisters Kunst beherrscht. Wohl möchte man seine Vorliebe für antike Vorstellungen in Beziehung bringen zu dem alten Basler Humanistengeist. Er hat auch tatsächlich, soweit er nachgewirkt, dem angehenden Maler gründlicher den Schulsack packen helfen. Allein diese Neigung zur Antike war doch nur ein Bestandteil der großen Welt des Poetischen, worin sein Genius gelebt und gewebt hat. Unwillkürlich denkt man sich als Voraussetzung dazu eine Heimatstadt, die wie Zürich der Mutterschoß starker und reicher Poeten ist.

Basel hat seine ererbte musikalische Kultur. Sie ist bei seinen mannigfachen Bildungsinteressen nicht so ausschließlich, daß ihm verständnisvolle Freunde neuerer Dichtung fehlten. Kein Poesiewerk jedoch vereinigt in seinem dortigen Publikum alle Volksschichten und Geistesstufen zu einhelligerer Sympathie als die alemannischen Gedichte von Hebel. Ließ auch nur ein Zufall den Dichter in Basel das

Licht der Welt erblicken, so ist die Art und Mundart der Geburtsstadt doch verwandt genug seiner eigentlichen, vom badischen Nachbarbezirk empfangenen Heimatart, daß es dem Markgräfler Poeten ergeht wie dem Markgräfler Wein. Beide drängen sich oft und gern dem Basler auf die Lippen, in gemütlichen und festlichen Stunden dieser, jener in den Momenten eigensten poetischen Empfindens, darin auch Mancher schon produktiv den Spuren des herzlichen Prälaten gefolgt ist, so Jakob Burckhardt in seiner später eigensinnig verheimlichten Dichterzeit, und zwar, wie Wissende bezeugen, mit Glück.

Hebels humorvolle Meisterschaft zeigt bekanntlich überall Beschränkung auf ein bestimmtes Volk, eine bestimmte Gegend. Sogar seinen Naturverkörperungen leiht sein freundlicher Realismus die Züge der Landsleute oder, wie Goethe sich ausdrückt, er «verbauert auf die naivste, anmutigste Weise durchaus das Universum». Schwerlich läßt sich zu dieser heimatseligen Idyllik ein grelleres Widerspiel ersinnen als Böcklins zauberischer Flug in ideale Fernen. Braucht man zu schildern sein sicheres Verweilen auf dramatischen und tragischen Höhen, sein verwegenes Schweifen nach den äußersten Gebieten grotesker Laune oder versteinernden Entsetzens, all das Reiche und Gegensätzliche eines Geistes, der mit der unerhörten Fabelwelt seiner Natursymbolik ebenso bannt wie mit dem goldenen Liebreiz seiner Lenze und Putten oder mit dem Nachtaug seiner Melancholie . . .

Fremd mußte diese Kunst berühren, wo die Hebelsche als verwandt empfunden ward. Böcklin erscheint nirgend weniger daheim als daheim. Aber

wo ist er es eigentlich? In dem weiten Bereich der deutschen Zunge läßt sich der Ort nicht ermitteln und darüber hinaus erst recht nicht. Somit ist die Nachricht, daß er eines Neubürgers Sohn gewesen, für sein Verständnis ziemlich belanglos. Dagegen weist sie auf eine sehr beachtenswerte Erscheinung hin. Auf dieser ersten Stufe der Zugehörigkeit, wo fremdes und einheimisches Blut gleich kräftig durcheinanderrinnt, ist der Stadt ein gut Teil ihres Ruhmes erblüht. Das Kind eines Zuzüglers war beispielsweise ihr größter Staatsmann, Bürgermeister Wettstein, dem die Eidgenossenschaft die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit im westfälischen Frieden verdankt. Solcher wertvolle Zuwachs hat durchweg ein stark zentripetales Verhältnis zur Vaterstadt gehabt. Bei Böcklin war es umgekehrt, wie es bei hervorragenden Malern in der Regel zu sein pflegt, wie es übrigens auch bei dem älteren Merian, dem einzigen Künstler von bekanntem Namen, der in dem Zeitraum zwischen Holbein und Böcklin in Basel geboren ward, der Fall gewesen.

Mag indessen das künstlerische Genie einen Schauplatz wählen, welchen es will — eine Stadt wie Basel kann sich seine Gegenwart gleichwohl sichern, dauernd sogar, durch Erwerb von Werken seiner Hand. Die Anregung dazu werden immer einzelne, durch Kultur und Einfluß ausgezeichnete Persönlichkeiten geben, vollends wenn es sich um Schöpfungen handelt, deren Originalität nur langsam dem Verständnis des Publikums eingeht. Frühzeitig, nicht viel später als Schack auf ihn aufmerksam wurde, hat die Holbeinstadt von Böcklin ihr erstes

großes Gemälde für das Museum erworben. Vier Jahre darauf, da sein Ruhm erst schwach aufzuleuchten begann, fand seine vielseitige Natur hier Gelegenheit zu breiter Entfaltung: Neben den bekannten Fresken und Skulpturen entstanden zahlreiche Porträts und andere Bilder, die zu seinen Perlen zählen, so daß die Jahre 1866 bis 1871, die von der Zeit seiner Reife allein dem Geburtsort gehören, höchst ergiebig und wertvoll gewesen sind. Mit seiner wachsenden Berühmtheit wuchs natürlich die Lust der Landsleute, ihre Stadt zu einer für die Kenntnis des Künstlers besonders wichtigen zu machen. Immerhin war es überraschend zu sehen, in welchem Grade dabei vermögende Liebhaber sich beteiligt zeigten; stammte doch von den 84 Nummern der Böcklin-Jubiläum-Ausstellung in Basel (1897) nahezu ein halbes Hundert aus dortigem Privatbesitz.

JAKOB BURCKHARDT'S BEZIEHUNGEN ZUM NIEDERRHEIN.

Die stärksten Gegensätze lagen in Burckhardt's geistiger Persönlichkeit, Gegensätze, die ohne den ererbten und überlieferten Trieb zu äußerer Beschränkung und innerem Gleichgewicht sein großes Wirken unmöglich gemacht hätten. Niemals hatte es seiner Vaterstadt an ausgezeichneten Gelehrten gefehlt, die, wie er, die alma mater Basiliensis «nicht nur für irdisch wünschbar, sondern für metaphysisch notwendig» hielten und daraus die Verpflichtung herleiteten, ihr zu dienen, solange sie es begehrte. Bei ihm handelte es sich um mehr als um das Opfer einer größeren akademischen Lehrtätigkeit. Er opferte ihr auch seine ursprüngliche Schriftstellerleidenschaft. Wie bezeichnend ist es, was er während der langen Arbeit an dem letzten Werke, das nicht dem Allerheiligsten seines Pultes überlassen blieb, schrieb: «Das ist gut für unabhängige Leute, aber nicht für unsereinen». Wenn er dagegen, zwanzig Jahre später, sich «ein armes, geplagtes Tier» nennt, weil er für ein schwieriges Kolleg jeden Abend bis neun Uhr «ochsen» mußte, so ist das nicht wörtlich zu nehmen. Hatte er wirklich jener idealen Leidenschaft entsagt? Lehren war ihm nichts anderes als Schreiben ohne die lästige Dazwischenkunft der Druckerschwärze. Nicht um die schriftliche Fixierung, es ging ihm überhaupt um die Aussprache seines universalen Geschichtssinnes, Politik, Kultur, Kunst, vor allem

die ewig denkwürdigen Epochen umfassend. Eingestandenermaßen behagte es ihm, daß er an der kleinen Universität keine Spezialisten heranzubilden brauchte. Auch ist es sehr die Frage, ob er anderwärts den Anreiz empfunden hätte, eine solche Fülle und Verschiedenartigkeit von Gegenständen vor einem gemischten Publikum zu behandeln, wie man mit Staunen aus dem Verzeichnisse bei Trog ersieht.

Freilich hingen seine Ironie und Demut, seine Höflichkeit und Zurückhaltung, sein Einsiedlerleben und was ihm sonst als Wunderlichkeit ausgelegt wird, mit seinem eingefleischten Baslertum zusammen, während die eigentlichen Schauplätze seiner Genialität außerhalb des St. Albantores lagen. Hatte Italien, dessen Nähe eine seiner stärksten Heimatfesseln wurde, nicht seine glücklichste Kunstbetrachtung erregt, hatte er von dort nicht den «Bresten» seiner Renaissanceforschung nach Zürich gebracht, wo sie die Hauptstadien durchlief? Schweizer kantonaler Prägung und Kultureuropäer, erhob er sich auf dieser Grundlinie zwischen Freiheit und Notwendigkeit zu seinen Gipfeln. Anders in der Jugend, in den in Deutschland verbrachten Jahren. Gegenüber dem kontrastvollen Eindruck im Alter bezauberte der Student durch die Einheit in der Vielheit seines Wesens, obschon, wenn man recht in die Briefe aus seiner Früh- und Spätzeit hineinhorcht, der Vergleich so viel Übereinstimmung als Abstand ergibt. Immerhin, der Jüngling mit dem altdeutschen Barett, dem noch die dunkeln Locken zum Nacken flossen, erschien in dem holden Ebenmaß der Seele und Sinne, der Körper- und Geisteskraft als eine

wundervolle Vereinigung von Künstler- und Gelehrtentum. Arbeitsam und genußfroh, Natur- und Bücherfreund, Liebhaber und Kenner der Poesie, Musik und bildenden Kunst, ein gehaltvoller Plauderer, ein köstlicher Erzähler, fidel und geistreich, skeptisch und konservativ — all dieses Zwiespältige und doch rechtschaffen Gepaarte machte ihn zu einem lebendigen Mittelpunkt. Worauf er selbst Wert legte und was das Ineinandergreifen seines Realismus und Idealismus beweist, war die Idee einer Freundschaftphalanx, voll ehrlichen Vertrauens, zu gegenseitigem Schutz des guten Namens. Gottfried Kinkel der Dozent, sogar Franz Kugler, der hochverehrte, weit ältere Professor wurden seine Duzbrüder. Auch macht sich schon, wohl in Wechselbeziehung zu seinem Lehrtrieb, die Neigung geltend, sein Herz an jüngere Leute zu hängen, belohnt mit warmer Bewunderung. «Der Burckhardt ist doch ein Teufelskerl, was kann der nicht?»— schrieb einer.

Vom 21. bis zum 25. Lebensjahr währte dieser erste, der Geschichte und Kunstgeschichte gewidmete Aufenthalt, nachdem er in Basel fünf Semester der theologischen Fakultät angehört hatte. Ein volles Triennium entfiel davon auf Berlin, unterbrochen von dem «traumhaften« Sommer 1841 in Bonn. Der Hauptstadt mit ihren reicheren wissenschaftlichen Hülfsmitteln gebührte der größere Zeitaufwand. So praktisch und pflichtgetreu dachte er schon damals. Bonn schenkte ihm Lichtblicke der Poesie, Tauwind und Schmelze. Nur bei den höchsten, im edelsten Sinne internationalen Genüssen mochte in seinen ersten Berliner Semestern das Bewußtsein, ein

Schweizer unter Deutschen zu sein, geschwiegen haben. Im Übrigen sorgten die «trostlosen Häuserreihen und trostloseren Heiden und Steppen» dafür, daß er in Ironie wie ein gewaffneter Ritter umherging. Selbst nach der Rückkehr von Bonn, da er Berlin im Winter «recht erträglich, ja halb liebenswürdig» fand, fühlte er sich als ein Verbannter durch den grellen Gegensatz zwischen seinem Innern und der näheren und weiteren Umgebung. Dem Ende zu befiel ihn, wie Beyschlag an Kinkel schreibt, «ein ins Unglaubliche gesteigertes taedium». Dieser Widerwille gegen Berlin verhinderte 1846/47, trotz des glücklichen Beisammenseins mit Kugler während seiner Neubearbeitung von dessen Kunstgeschichte und Geschichte der Malerei, daß sein Aufenthalt, wie jener wünschte, dauernd wurde.

Am Rhein gefiel ihm vor allem der Rhein, derselbe Rhein, der ihm in die Wiege gesungen, und doch ein anderer, reizend verwandelter. Die dem Stromgebiet eigene Lebendigkeit, am Oberlauf in den grünen Kristall selbst ergossen, sah er hier in der mannigfaltigeren Gestalt des Uferrahmens, in dem heiter beweglichen Sinn der Bewohner, während die Ruhe, worin daheim Berg und Tal, Stadt und Land sich idyllisch ausbreiten, ihr Ebenbild an dem mächtig gedehnten Flußspiegel hat, der doch wieder mit seinem Schiffverkehr die Munterkeit selbst ist. An solchem Fastnachtspiel der Landschaft mußte ein rheinisch Blut seine Freude haben, und nun gar an dem gesegneten Musensitz, wo der Rhein, the charm of this enchanted ground, zurückblickt auf das Siebengebirge, Fata Morgana gleich im Duft schwebend, auf den lockenden

Drachenfels, dem zu Füßen, wie der länderkundige Byron singt, ein Paradies liegt. Weit und breit der sagenhafte Reiz des Geschichtlichen, Altertümlichen, Malerischen, der wonnige Dreiklang von Natur, Kunst und Kultur. «Vater Abraham!» — schreibt er das Jahr darauf — «nur einen Blick in eine krumme, alte enge Straße einer rheinischen Stadt, wo oben die Felsen und die blauen Berge hineingucken; denn ich leide große Not in dieser Sandwüste!» Diese Bilder, diese Bautenfülle — romanisch, gotisch, Renaissance, Barock — bald zusammengedrängt in dem heiligen Köln, bald in überraschender Zerstreuung rheinauf und ab: das war noch etwas anderes als Schlüter und Schinkel und was an bodenständiger Kunst außerdem die Residenz besitzt. Dazu das Wohlsein im gleichgestimmten Verkehr, das Glück, bei dem Brautpaar Kinkel und seiner Genossenschaft soviel geistvolle Ungezwungenheit und seelische Feinheit anzutreffen als sein Freundschaftsbedürfnis dringend erforderte.

Königin dieses Maikäferbundes war die Poesie, ihre Statthalterin die geniale Johanna Matthieux. Alle fühlten sich als Poeten, alle waren in der Hauptsache Stegreifdichter, dem klassischen Typus zustrebend, welchen der nachher auch Burckhardt befreundete Emanuel Geibel darstellte. Einer spornte den andern: Wie Geibel es mit Kinkel gemacht hatte, machte es Kinkel mit Burckhardt. Allein in dem Maße als Geibel dichterisch jedem weit voraus war, waren sie es, insofern sie mehr als Poesie im Leibe hatten. Das fiel für Burckhardt ins Gewicht. Sicherlich erkannte er frühzeitig die Gefahr solcher kleinen oder auf das Kleine beschränkten Dichterbegabungen,

deren Früchte nur als Arabesken am Rande eines Lebenswerkes taugen, das nicht von Stimmungen zehrt. So hielt er es mit seiner Lyrik, die doch in dem mundartlichen «Hämpfeli Lieder» (1853) Originalblüten trieb, worüber Heyse mit Recht urteilte: «Diese Sachen macht keine Sterbensseele . . . außer dein Nachbar Mörike.» Nicht viel Raum beanspruchten seine Gedichte — warum ihn nicht gewähren? Sie waren ein flüchtiges Musenlächeln, Feriengaben, die, wenn sie hinaus wollten, am liebsten in den Mantel der Namenlosigkeit gehüllt wurden. Auch als er nicht mehr ans Veröffentlichen dachte, erfreute er damit bisweilen gute Gesellen. In seiner Jugend freilich unterlag er gleichfalls dem Naturgesetz, daß ein Dichter sich selten bloß in einer Richtung versucht. Aber nur für die Maikäferbrüder kristallisierte sich dies und jenes in anderer Dichtart, im Allgemeinen blieb es planendes Phantasiespiel während der Arbeitspausen des Gelehrten. Er erwähnt es in seinen Briefen, abgesehen davon hat er schwerlich viel Papier darauf verwandt.

Mit den wichtigsten Entdeckungen für sein Schaffen kehrte er an die Spree zurück. Wie noch nie hatten sich ihm in «jenem lichten, duftigen Leben», in dem erfrischenden Freundeskreis die Arme der Mutter entgegengebreitet, hatte er den idealen Einklang gefühlt, worin Deutschschweizer und Deutschland in den großen Dingen des Volksgeistes und der Kultur stehen. Er hätte wohl gern dem Rhein ein Preislied geweiht. Statt dessen lieferte er ein Geschichtsbild Kölns, einer seiner hervorstechendsten Persönlichkeiten. Scharfsinnig zer-

gliederte er in den Briefen an Kinkel und Beyschlag die wundersame Verstrickung dessen, was in ihm geistig blühte, vorab das Poetische als Ferment betrachtend. Könnte auch seine «Kleinlyrik», wie er sagt, ein Publikum gewinnen, dankte er doch «für solche Rühmchens». So war seine «Demut» beschaffen. Sie gipfelte in der Lehre, die er nach einem Jahrzehnt seinem Schüler Albert Brenner gab: «Unser Ehrgeiz soll sich vom Stadium der Eitelkeit zur Ruhmbegier erheben.» Der Kernpunkt seiner Selbstanalyse betraf das Unphilosophische seines Wesens, den «enormen Durst nach Anschauung», geistiger wie sinnlicher, ohne die seiner Intellektualität die Triebkraft fehlte. Seine Anschauung heftete sich nicht so sehr auf das Plastische als auf das Malerische, «Meine Figuren sind wesentlich Staffage», bemerkt er in Bezug auf seine künstlerischen Bemühungen, während er für seine Geschichtsdarstellung den Hintergrund als die Hauptsache betont. Indem er aber der Kulturgeschichte vorzüglich seine Kräfte zu widmen beschloß, trat das Neue, Programmatische über die Erkenntnisschwelle seines Genies. Nur darin irrte er noch, daß er sich bestimmt hielt, besonders das Mittelalter zu behandeln, interessanter als bisher. Interessant — das war sein Schibboleth in formaler wie in stofflicher Beziehung, wie denn der Haß gegen das genre ennuyeux seine Vorliebe für Voltaire gebar. Mochte Ranke es auch nicht Wort haben, den Wert des Interessanten hatten die Franzosen ihn gelehrt. In diesem Sinne gelobte sein Schüler, sein Leben lang einen lesbaren Stil zu schreiben, genau so wie er zu Beginn seiner ordentlichen Geschichts-

professur den Vorsatz, sein Bestes im Lehramt zu geben, zu dem Gelübde verdichtete: «Nie mehr auch nur ein Blatt in die Vorlesung mitzubringen».

Die drei Veröffentlichungen, die als seine literarische Jungfernrede zu würdigen sind: «Die Kunstwerke der belgischen Städte» (1842), «Konrad von Hochstaden, Erzbischof von Köln» (1843) und «Über die vorgotischen Kirchen am Niederrhein» (1843) erwuchsen aus dem Bonner Semester und den davon ausstrahlenden Wanderfahrten. Bis dahin hatte er nur Weniges in Vers und Prosa aufzuweisen, darunter die erst 1842 erschienene Abhandlung über das Münster in Basel (von 1839) und die noch der Latinisierung harrende Doktorarbeit über Karl Martell. Der Blitz, der jetzt in die Wolke fuhr und ihn fruchtbar machte, entstand durch die Berührung mit dem neubelebten deutschen Nationalgefühl, wovon auch die Idee der Kölner Domvollendung ausging.

Am 14. Februar 1842 tagte die erste Generalversammlung des Dombau-Vereins im Gürzenich, am 3. Juli begann das Domblatt als Gratisbeilage der Kölnischen Zeitung zu erscheinen, am 4. September erfolgte die berühmte Grundsteinlegung zum Südportal. Das Kölner Domblatt war nicht bloß Vereinsorgan, es hatte, wie Kugler hervorhebt, durch wertvolle Beiträge über mittelalterliche Kunst höhere Verdienste. Den darin wehenden Geist bezeichnet man am besten als Gotiker-Romantik. Er schwellte auch des jungen Burckhardt's Segel, er war das Gemeinsame der drei Studien, ihr idealer Stimmungshintergrund. Hieß es, in dem Aufsatze über die romanischen Kirchen, die deutsche Gotik sei «viel-

leicht das größte Faktum der ganzen Kunstgeschichte», ihr Ursprung verliere sich «in die geheimsten Tiefen des vom Christentum mächtig angeregten germanischen Volkstums», so schien den belgischen Kunstführer auf Schritt und Tritt die Vorstellung von dem Riesen am Rhein zu begleiten, um sogleich, wo etwas in seiner Art vor Augen trat, einen beschämenden Vergleich abzugeben. Im «Hochstaden» nahm der Sinn für das Interessante eine Richtung auf das Aktuelle, das in Anzeigen des Buches noch eigens unterstrichen wurde, indem sie dem Titel den Zusatz: «Gründer des Kölner Doms» gaben. Da über den Baumeister nur unsichere Hypothesen sich aufstellen ließen, setzte der Bauherr eine Anzahl Federn in Bewegung. Burckhardt schoß den Vogel ab. Am 30. Juni 1843 ging seine Schrift der Kölner Domvereins-Bibliothek zu, gleichzeitig das «Niederrheinische Jahrbuch» von Dr. Laurenz Lersch. Burckhardt, der seine «vorgotischen Kirchen» beigesteuert hatte, traf hier u. A. mit Heinrich von Sybel, damals wie Lersch Privatdozent in Bonn, zusammen. Ebenfalls dem neuen Geschichtsinteresse Rechnung tragend, hatte Sybel einen Beitrag über «Erzbischof Konrad und die Bürgerschaft von Köln» gespendet. Am Schlusse des Buches bemerkt er: «Als der Druck der vorstehenden Abhandlung bereits vollendet war, erschien die ausführliche Biographie des Erzbischofs von Jakob Burckhardt, ein gründliches und interessant geschriebenes Buch, mit dem in den wesentlichsten Beziehungen übereinzustimmen mich in jeder Hinsicht erfreuen muß.» Freilich offenbarten die beiden Jugendarbeiten schon die große Verschiedenheit zwischen dem Historiker

der «Begründung des deutschen Reichs» und dem Verfasser der «Kultur der Renaissance». Sybel ging von dem politischen Zeitgedanken aus, daß es dem Bewußtsein nationaler Einheit wenig tauge, «wenn sie nur in den Gedanken eine Stätte hat und die praktische Entfaltung ihr gehemmt oder vernichtet wird.» Seine Beschäftigung mit dem Erzbischof, dem Demiurgen von drei Gegenkönigen und des Zwischenreichs, hatte gewissermaßen einen didaktischen Anstrich, nur zum freundlichen Abschluß diente das Ruhmesblatt, das seinen Namen mit dem Dombau in Verbindung bringt. Für Burckhardt war es der Ausgangs- und Mittelpunkt, während die Vertiefung in die Licht- und Schattenseiten seines Helden jenes psychologische Interesse bei ihm weckte, dessen eigentümliche Färbung man aus seinen späteren Schilderungen solcher glänzenden, aber gefährlichen Tatmenschen kennt. Zwar fehlt an geeigneter Stelle gleichfalls nicht die Bemerkung, es seien die Völker deutscher Zunge «in unsern Tagen» stärker als je sich einer geistigen Einheit bewußt geworden, doch so sehr ihn der Gedanke beglückte, mehr damit zu sagen hütete sich der junge Schweizer. Übrigens war er schon damals ein kritischer, düsterm Prophetentum zuneigender Beurteiler der politischen Verhältnisse.

Die Eindrücke, die er im Herbst 1841 aus Belgien nach Berlin mitbrachte, ordnete er in raschem Zuge zu dem «guide», der seine Cicerone-Begabung in der handlichsten Weise kundgibt, nicht minder seine fesselnde Subjektivität, bald drastisch, bald poetisch, z. B. bei der Betrachtung des Löwener «Ballhauses», maison de ville genannt:

«Kommt, schöne Mädchen von Brabant mit euren runden Gesichtchen, putzt euch und stellt euch in die Fenster zum Ergötzen von ganz Niederland!» Die heute so viel verheißende Flamenbewegung regte sich schon, es fehlte nicht an Freundschaftssymptomen hüben und drüben. Lag auch diese Verbrüderung Burckhardt fern, wandte sich vielmehr allgemein seine Teilnahme der nationalen Bewegung von 1830 zu, deren künstlerische Niederschläge auffallende Lobsprüche ernteten, so machte er doch die Feststellung: «Es ist, als ob das erste wallonische Dorf auch schon eine ganz andere Anschauungsweise der Formen bedingt hätte.» Insbesondere faßte er den Einfluß der französischen Gotik auf die belgische ins Auge: Das Vorherrschen der Horizontallinie, das Überwiegen des dekorativen Elementes, der Kontrast zwischen dem Innern und Äußern. Gegenüber dem fein abgewogenen Einklang von Konstruktion und Zier bei den klassischen deutschen Domen lautete sein Urteil: «Meist prächtig und roh zugleich», während er anderseits betonte, daß die reinste Gotik gewiß auch immer die dauerhafteste sei. Die Eindrücke aus Köln beherrschten ihn in einem Grade, daß ihm, im Vergleich mit dem Dombilde, die van Eycks in Gent zu verlieren schienen. Krone und Zepter der flämischen Kunst sah er in Rubens und van Dyck. Rubens, das glückliche Sonnenkind voll sprudelnden Lebens, in shakespearischer Meisterschaft der Handlung die brutalsten Realismen rechtfertigend, ist bekanntlich bis zuletzt einer der Allergrößten für ihn geblieben.

Im Juni 1842 war der Reiseführer, der in Düsseldorf erschien, gedruckt, auch der «Hoch-

staden» druckfertig. Abermals auf die Suche nach einem Verleger zu gehen, ersparte ihm Kinkel, der in Bonn einen auftrieb und, wie billig, das Buch gewidmet bekam. Es war unter Burckhardt's Jugendleistungen die wichtigste. Das aus den bedeutendsten Überbleibseln erstehende Bild des mittelalterlichen Köln hatte zugleich seinen geschichtlichen und seinen künstlerischen Nerv getroffen. Er war so ergriffen von seinem Gegenstande, daß er einmal in Berlin einen Reichstaler opferte, um an den schönen Dekorationen von Köln in der Auberschen Oper «Der Feensee» die Augen zu weiden. «Als im dritten Akte, erzählt er Kinkel, der Zwischenvorhang aufflog und nun hoch im klaren Dufte der Dom schwebte, mußte ich weinen vor Freude.» («Da habe ich doch heulen müssen», drückte er sich 32 Jahre später eingedenk eines Sonnenunterganges in Rom aus.) Wie die Arbeit auf das Hauptfeld seiner Wissenschaft wies, lehrte sie den rechten Gebrauch seines Poetensinnes. «Was ich historisch aufbaue», schrieb er an Beyschlag, «ist nicht Resultat der Kritik und Spekulation, sondern der Phantasie, welche die Lücken der Anschauung ausfüllen will. Die Geschichte ist mir noch immer großenteils Poesie; sie ist mir eine Reihe der schönsten malerischen Kompositionen». Den Tag vorher hatte er Kinkel geklagt, im Dramatischen versage seine Kunst. Bei seinem «Erzbischof» jedoch spürt man eines dramatischen Geistes Hauch. So viel Gegenständlichkeit als Liebe erfährt der Held, «ein schöner, kraftvoller Mann mit beinahe griechischen Gesichtszügen», dessen seltene Eigenschaften gebührend ans Licht treten, bis der Siegerrausch der

Herrschsucht die Schicksalsmacht heraufführt, zu spät zwar, um ihn selbst zu ereilen, wohl aber seine Nachfolger. Vollends dramatisch gedacht ist das ideale Gegenspiel, womit die hohe Geisteskultur Kölns den politischen Gewalthaber in den Schatten stellt und doch an ihm den Hebel gewinnt, der das architektonische Weltwunder ins Werk setzt. Eigentlich hätte die unbekannte Meisterschaft das wahre Sinnbild dieser mit hundertfachen Kräften wirkenden Erscheinung abgegeben, wäre unpersönliche Größe nicht modernem Sinne zuwider. Von neuem wurde angesichts des geplanten Fortbaues die Frage aufgeworfen: Wer war der Domplanerfinder? Aus einem Schwarm von Namen glänzten zwei mit stärkerer Leuchtkraft. Für den schlichten Steinmetz Gerhard trat wieder Sulpiz Boisserée, die Hauptautorität der Domliteratur, mit vervollständigten Dokumenten in der zweiten Ausgabe seines Werkes von 1842 ein, indem er zugleich die Anwartschaft jenes Gerardus de Sancto Trudone, die neuerdings ein Mitglied der belgischen Kammer und Akademie, namens Dumortier, patriotisch verfocht, beseitigte. Daß ein Gotteshaus von solchem Riesenmaß der Konzeption nur aus einem Philosophenhirn wie dem des Albertus Magnus keimen konnte, war die andere Meinung. Kugler, allerdings ohne die genannte Publikation Boisserées schon zu kennen, entschied sich für eine Verbindung von Albert und Gerhard. Da es sich nicht um eine neue Erfindung gehandelt habe, sondern um eine Entwicklung der in Frankreich gegebenen Stilelemente zu gesetzmäßiger Reinheit und Harmonie, wäre eine gemeinsame Arbeit sehr wohl denkbar,

derart, daß schließlich «Meister Gerhard das Pergament hinbreitete und die nötigen Lineamente auf dasselbe niederzeichnete». Burckhardt erhob wieder Albert allein auf den Schild. Als idealer Gegenspieler erschien er ihm auch in dem Kampfe des Erzbischofs gegen das Patriziat. Scharfsinnig hat er die Rolle des Philosophen erkannt: von der gerechten Mittlerschaft zwischen den Parteien bis zu dem vielsagenden Verstummen bei dem eigenmächtigen Schlußakt.

Wenn auch nicht die ganze Geschichte Konrads, was bei dem unzureichenden Material unmöglich, war doch sein Charakterbild glücklich getroffen; in dem Dunkel jedoch, das über dem Domursprung liegt, herrscht die dichterische Einbildungskraft. Dennoch wird man bei dem vierten, kulturgeschichtlichen Kapitel mit Wohlgefallen verweilen und einen reizender Linienführung fähigen Zeichner in der Schilderung des vermeintlichen Baumeisters erblicken. Der Abschnitt hatte soviel Anklang gefunden, daß er nach zehn Jahren im Domblatte vollständig abgedruckt wurde. Bald nach Erscheinen der «ausgezeichneten Biographie» brachte es eine genealogische Erörterung, wozu sie Anlaß gegeben hatte, sodann in Nummer 70 (1843) eine Besprechung von Ernst Weyden, der die Darstellung als vorbildlich bezeichnete. Nur befremdete ihn, daß der Verfasser die ungedruckten Quellen nicht herangezogen hatte. Sollte er auf gut Glück sich ans Ausgraben geben? Noch schlummerte die Hauptsache, eine Geschichte und ein Urkundenbuch von Köln, ungeboren in den Archiven. Es war kein Zufall, daß der «Domgründer» erst im Vollendungs-

jahr des Baues seinen zweiten Lebensbeschreiber (H. Cardauns) fand. Abermals begegnet uns der praktische Sinn des Doctorandus, der in absehbarer Zeit in Basel Privatdozent werden und mit heimatgeschichtlichen Studien auftreten wollte, wozu er in den Handschriften der Berliner Bibliothek zu sammeln begonnen, um demnächst damit in Paris fortzufahren. Über den «Hochstaden» hatte er 1842 Beyschlag geschrieben: «Die Arbeit sollte überhaupt nur ein Vorstudium zu einer Geschichte meiner werten Vaterstadt sein».

Es gehört zu seinen Wesenszügen, sowohl als Schriftsteller wie als Lehrer, daß er stets im Flusse, nie an einem Abschlusse der Wissenschaft sich fühlte, daß er andere anzuregen, als das Beste, was er zu leisten vermochte, erachtete. Leichten Herzens seine schönsten Bücher zur Neubearbeitung fremden Händen preiszugeben, war die natürliche Folge davon. Ihm genügte der Ruhm, das Knochengerüst geschaffen zu haben, mochte wer wollte dem ewigen Stoffwechsel in der Fachliteratur Rechnung tragen. Der junge Schriftsteller aber gab sich gern unmittelbar als Anreger, so im Vorwort zum Hochstaden, wo er auf Veröffentlichung unbekannter Urkunden dringt, «sei es auch zur Widerlegung der hier aufgestellten Ansichten». Ähnlich schließt er das Albertus-Kapitel mit dem Verlangen nach einer Darstellung des Lebens und der Leistungen des unsterblichen Mannes. Bei seiner Bewunderung der deutschen Vorläufer des Niccola Pisano bereitete ihm das eherne Taufbecken in St. Bartholomäus in Lüttich eine frohe Überraschung. Der Reiseführer sagt: «Das Ganze ist im höchsten Grade

einer genauen Publikation würdig». Dieser Wunsch wurde 1846 und 48 in Didrons Annalen erfüllt. Insbesondere war der Aufsatz über die vorgotischen Kirchen, den er für Lersch's «Niederrheinisches Jahrbuch» am Ende seines Berliner Aufenthaltes (Winter 1843) schrieb, eine einzige Anregung zum genauen Studium dieser Bauten. Es wird ihn gefreut haben, daß im Kreise seiner Bonner Freunde ein Samenkorn aufging, da der jüngste darin, Andreas Simons (später Professor der Kunstgeschichte in Darmstadt) 1846 eine Monographie über die Doppelkirche zu Schwarz-Rheindorf veröffentlichte, nebst einer Geschichte der Stiftung von Alexander Kaufmann, dem Dichter.

Jene Abhandlung wirkt nach einer andern Seite seiner geistigen Natur wie ein Scheinwerfer. Dem Vielbegabten war auch ein nicht zu verachtendes Zeichentalent zugefallen. Hatte der Knabe schon, mit dem Stift in der Hand, durch Nachbildung von Einzelheiten des Basler Münsters das Auge zu der Ruhe und Sicherheit gewöhnt, die das verständnisvolle Eindringen gewährleistet, so füllten sich dem Jünglinge auf frohen Wanderungen die Skizzenblätter mit Natur- und Kunstansichten. An diesem Talente entwickelte sich sein Naturgefühl in der Richtung auf das Malerische solcher Landschaften, die durch bedeutende Bauwerke einen geistigen Gehalt empfangen, mithin gegensätzlich zu dem modernen «Gebirgswahnsinn», wie dieser Schweizer sich im Einklange mit der fœditas Alpium der Römer ausdrückte. Schon der Eingang liest sich wie ein Programm: «Es ist ein eigentümlicher Vorzug der Rheingegend, besonders zwischen Mainz

und Köln, daß hier die Werke der Menschenhand zu den landschaftlichen Massen in einem so starken Verhältnis stehen. Denn die Landschaft erhält für unser Gefühl ihren vollen poetischen Wert erst durch die Beziehungen zum Menschenleben und seinen Denkmalen.» Im weitern Verlauf, wie schon im Reiseführer, weist er gern mit besonderm stilistischen Reiz auf den Punkt, wo ein Bauwerk seine höchste malerische Schönheit kundgibt. Kugler hatte, gleichzeitig mit einer kurzen Würdigung des «Hochstaden», im Kunstblatt (1844) von diesem Aufsatze geschrieben: «Ein paar unrichtige oder schiefe Einzelbemerkungen, die dem Verfasser entschlüpft sind, sollen hier nicht weiter gerügt werden». Das war ihm in eingehender Weise zuteil geworden in einer Besprechung von August Reichensperger (Domblatt Nr. 65, 1843).

Am 22. März hatte er sich in Berlin von den Freunden verabschiedet. Vier Wochen darauf war der Wanderer in Bonn, herzlich empfangen von dem Brautpaar Kinkel, das ihn zur Hochzeit geladen hatte. Wie wohl er sich wieder am Rhein fühlte, zeigt ein Brief aus Niederdollendorf vom 21. April an A. Wolters in Berlin, den späteren Hallenser Theologie-Professor, worin er, die rheinische Mundart leise nachahmend, schrieb: «Hab noch nit ein einzig Reim gemacht, rauch aber viel Zigarren... Köln hat wieder ein ganz Fuder Romantik auf mich ausgeschüttet. Der Konrad ist endlich heraus, ein prächtig Büchelchen, es soll von einem gewissen Burckhardt sein, der es faustdick hinter den Ohren hat und es nur nit recht von sich geben kann.» An demselben Tage und Orte schließt er ein Brief-

chen an Wolters Freund und Studiengenossen Willibald Beyschlag: «Ich habe heuer kaum meine fünf Sinne beisammen vor lauter Reichtum des Lebens». Zu Kinkel's Hochzeit am 22. Mai hatte auch Freund Geibel sich eingefunden, drei Tage vorher war Burckhardt Doktor der Philosophie der Basler Universität geworden, ohne daß er sich einer Prüfung zu unterziehen brauchte. Gleich darauf gings durch Holland und Belgien nach Paris. Von dort schrieb er Wolters über dessen Vaterstadt Emmerich: «So etwas von Lage wie die Kirche am untern Ende habe ich noch nicht gesehen». Unterwegs dichtete er ein Poem in Erinnerung an den unlängst mit Kinkel unternommenen Pfingstausflug ins Ahrtal — «einen der besten Bissen von meinem Leben», wie er schreibt — den Polterabend des «großen Altenar und Fräulein Teufelslei» schildernd, wie fröhliche Burschen ihn feiern und beschließen:

Ha wie dröhnt es durch die Nacht von Felsenwand zu Felsenwand! —
«Auf! die Fackeln hoch! Stimmt an: Was ist des Deutschen Vaterland?» —

Wie sie aus den Felsen traten — schöner glänzt der Sterne Chor,
Süßer duften alle Wiesen — «Schwebt um uns ein Zauberflor?»
Nein, es ist die Macht des Liedes, das vom Vaterlande singt,
Und verborg'ne Lieb' im Busen still zu sel'gem Blühen bringt.

Werft die Fackeln hier zusammen, wo die duftigen Sträucher blüh'n!
So vergeh'n die Jugendtage — wie die Flammen hier verglüh'n —

Doch die Jugend, sie ist unser und sie bleibt uns frisch und neu,
Unser sind die heiligen Sterne: Vaterland und Lieb' und Treu!

In dieser Stimmung kam er nach Paris, und er blieb auch darin — trotz Paris.

HAT JAKOB BURCKHARDT PARISER FEUILLETONS FÜR DIE KÖLNISCHE ZEITUNG GESCHRIEBEN?

Am 8. Juni 1843 traf Burckhardt in Paris ein. Das nächste Ziel des jungen Doktors war, in Basel Privatdozent zu werden. Vorläufig wollte er auf der Bibliothèque royale Quellenmaterial sammeln, u. a. für die Habilitationsvorlesung im nächsten Jahr. Über seine Pariser Eindrücke berichten eingehend seine Briefe an das Ehepaar Kinkel (hrsg. von R. Meyer-Krämer, Deutsche Revue, Jahrg. 24, Bd. 1, 1899), sowie an zwei jüngere Freunde in Berlin, Willibald Beyschlag und Albrecht Wolters (hrsg. von Dr. Max Pahncke, Basler Jahrbuch 1910). Nach den genußreichen, mit der Hochzeit Kinkel's schliessenden Tagen in Bonn, die gleichsam die erfrischende Brückenwanderung auf seinem Wege von Berlin nach Paris gewesen waren, schrieb er von dort Episteln, lang wie Abhandlungen und doch in ihrem ungezwungenen Geplauder nichts weniger als solche. Stets ein eifriger Politiker, horcht er in die brodelnde Unruhe unter dem Bürgerkönig, verurteilt er mit aller Schärfe Frankreichs auswärtige Politik, sieht er in dem überspannten Nationalstolz eine Nachwirkung der Aufregungen seit fünfzig Jahren, «einen unheilbaren, zehrenden Schaden im Busen dieses edlen, großartig angelegten Volkes». Abermals, wie in dem Belgischen Reiseführer, legt er den Finger auf Kulturkontraste. Insbesondere nimmt

er die Franzosen musikalisch nicht für voll. Die Hauptkräfte der Großen Oper imponieren ihm so wenig, daß er der «Direktrix» (Johanna Kinkel) bemerkt: «Glauben Sie um Gottes willen an keine Pariser Renommeen, bevor Sie die Leute gehört und gesehen haben.» Sein warmes Gemüt, lebhaft mit den Angelegenheiten der fernen Freunde beschäftigt, empfindet Sehnsucht nach ihnen, ja «trotz Louvre und Versailles recht bitteres Heimweh nach Deutschland». Dagegen hätte er blind sein müssen, um nicht in anderer Stimmung zu gestehen: «Aber schön ist dies Paris doch.» Mit Vorliebe besuchte er die Theater, oft zwei an einem Abend, und wenn er auch den Alexandriner selbst im Théâtre français unleidlich fand, Racine nicht aushielt, so fesselte ihn offenbar eine andere Seite der französischen Dramatik, diejenige voll gallischer Munterkeit. Sehr beliebt muß in den Variétés die Posse Les Saltimbanques gewesen sein, worin der Komiker Odry den Direktor einer Seiltänzertruppe spielte. Er war nach Gutzkow, der im Jahre vorher Briefe aus Paris geschrieben hatte, schon altersschwach und betrat die Bühne nur noch zum Benefiz seiner Freunde. Bei einer solchen Gelegenheit sah ihn in dieser Bilboquet-Rolle Ludw. Rellstab, kurz bevor Burckhardt nach Paris kam. Dieser erwähnt das Stück nicht, doch scheint ihn die Figur, die wie Robert Macaire, Gamin u. a. von den Brettern in die Witzblätter und Zeitungen übergegangen war, stark belustigt zu haben. Gelegentlich unterschrieb er sich sogar: Euer Saltimbanque.

Vielleicht blitzte hinter der Maske ein heiteres Selbstbewußtsein. Das Ansehen, das er bei seinen

Freunden genoß, beruhte nicht so sehr auf seiner Vielseitigkeit an sich — denn welcher geistreiche junge Mann wäre einseitig? —, sondern darauf, daß seine universalen Geschichtsinteressen und verschiedenen Kunsttalente einer Intellektualität entsprangen, die ganz fremdartig berührte. Wie ließ sich seine Gescheitheit und Gelehrsamkeit zusammenreimen mit seiner schon damals betonten «Unphilosophie», trotzdem der ehemalige Theologiestudent kein Mediziner oder Naturforscher war? Zu einer Zeit, da die Schule Hegel's blühte, war die Synthese von Geisteswissenschaft und Realismus ungewohnt, ihre Verkörperung unter lauter «Philosophen» konnte sich karikiert sehr wohl als eine so drastische Ausnahme von der sozialen Regel wie jener Saltimbanque-Typus darstellen. Burckhardt erzählt, daß zwischen ihm und einem Freunde eine Art Rotwelsch im Gebrauch gewesen, wobei sie die Rollen vertauscht, er so abstrakt, jener so konkret als möglich sich ausgedrückt, so daß die Zuhörer gesagt hätten: «Seht, die Kerls verstehen einander!» Indessen kündigte sich in seinem Realismus sein Kulturforschergenie an. Soweit das in den jungen Jahren geahnt werden konnte, ahnten es seine Freunde, daher ihre große Meinung von ihm. Dem Kulturbeobachter aber winkte in Paris ein neues Feld. Mochte sein Herz an Deutschland hängen, Sinne und Geist tummelten sich in der Weltstadt wie Falter in einem Blütenmeer. Hören wir, wie er die Zeit verbrachte: Jeden Werktag drei Stunden auf der Bibliothek, sodann 1½ bis 2 Stunden Louvre und eine Stunde Lesekabinett. «Der Rest geht drauf mit Briefschreiben, Herumlaufen, Kirchen besehen,

Kaffeehäuser sitzen . . .» War er zuweilen müde wie ein Hund, so war er es «vor lauter Skrupel die Zeit gut zu benutzen». Dazu gehörten auch Ballstudien, «einem Possenreißer und Wahrsager zusehen, die Asphaltpflasterung betrachten, 100 Läden aller Art angucken» u. drgl. Das Fazit lautete: «Es würde mir doch zu meinem Beruf viel fehlen, wenn ich Paris nicht kennte. Achtung hat es mir kaum abgezwungen, weil die Masse ebenso tendenzlos ist wie in Berlin und einen historisch-sittlichen Eindruck macht die Stadt nicht, aber sie ist unsäglich reich im Einzelnen».

So ganz und gar rezeptiv, an einem Ort, wo man «mit jedem Atemzug wider Wissen und Willen» lernt, dachte er kaum an eigene Hervorbringungen. Das unterwegs entstandene Gedicht «Altenahr» sandte er Kinkel in seinem ersten Pariser-Brief. Im Übrigen scheint es bei poetischen Plänen und einer Murillo-Studie für den «Maikäfer» geblieben zu sein. Der Presse lieferte er nichts — oder doch? In jenem Brief vom 16. Juni heißt es: «Damit Du aber siehest, wie zuverlässig ich bin, so wisse, daß ich den 1. hujus von Rotterdam aus eine Rezension deiner Gedichte an die Köllner Zeitung schickte, welche angekommen sein muß, da ich sie frankierte; aber die Schlingel haben sie noch nicht abgedruckt». Sie war also auf Kinkels Wunsch gemacht, was man begreift, wenn man weiß, wie sehr Burckhardt den Freund als Dichter schätzte, man wird heute sagen: überschätzte. Die Besprechung wurde, um das vorwegzunehmen, in der Kölnischen Zeitung nicht veröffentlicht. Es blieb bei einer kurzen Anzeige der Gedichte in Nr. 83 vom 24. März. Zu-

fälligerweise kam mir bei dieser Nachforschung zuerst das dritte Quartal in die Hand, und nachdem ich darin vergebens gesucht hatte, vertiefte ich mich in ein Feuilleton «Die königliche Bibliothek in Paris» (Nr. 263 vom 20. September), das mich um seines Gegenstandes willen interessierte. Ich hatte noch nicht lange gelesen, als ich mir sagte: Man meint wahrhaftig, Jakob Burckhardt hätte das geschrieben! Das Blatt wendend, um nach der Unterschrift zu sehen, fand ich die Namenskürzung: — K —. Derselben Chiffre, diesmal in Fraktur: — ℜ — begegnete ich unter einem Feuilleton «Die französische Literatur und das Geld» in Nr. 255 vom 12. September. Sonst fand sie sich nicht mehr, auch in den folgenden und vorhergehenden Quartalen nicht, soweit nachzublättern Sinn hatte. Seinen Namen derart anzudeuten, daß man einen Buchstaben aus der Mitte zwischen zwei Striche setzt, geschieht ja häufig in der Presse, somit kann diese Signatur immerhin die Autorschaft Burckhardt's verraten, vorausgesetzt, daß stärkere Beweismittel diese Annahme unterstützen.

Zunächst spricht etwas dagegen. Der Aufsatz über die französische Literatur trägt am Kopf die Angabe: «Paris, anfangs September 1843», der spätere: «Paris, September 1843». Seine letzte Briefsendung von dort an die Kinkels meldet in einer Nachschrift vom 26. August, daß er in einer Stunde nach Rouen fahre. Sie zeigt nach Meyer-Krämer auch den Poststempel dieser Stadt, wohin von Paris seit kurzem eine Eisenbahn «in vierthalb Stunden» ging, wie Heine am 5. Mai der «Allgemeinen Zeitung» berichtet hatte. Es folgt von der dreimonatigen

Reise noch ein Brief an Kinkel aus Mainz vom 3. September, woraus hervorgeht, daß er vorher in Frankfurt gewesen war. Kurzum, Anfang September war Burckhardt nicht mehr in Paris. Muß man deshalb die Mutmaßung seiner Autorschaft fallen lassen? Ich denke nicht. Allerdings ist es mit seiner feinen Natur, der das Hausieren mit Manuskripten äußerst widerlich war, schwer zu vereinen, daß er nach einem Fiasko abermals bei derselben Redaktion angeklopft hätte. Aber könnte sie nicht umgekehrt dazu aufgefordert haben? — Rühren die Feuilletons von ihm her, so mögen sie in Paris entstanden sein, was wenigstens bei dem zweiten nahe liegt, da der Erzählung irgend eine «Szene» auf der Bibliothek hinzugefügt wird: «die ich vorgestern dort mit ansah» — die Feuilletons mögen also in Paris entstanden und doch erst später abgeschickt worden sein. Denn so unwahrscheinlich dies bei einem andern wäre, so glaubhaft erscheint es bei ihm. Leicht produzierend, sah er nicht bloß Dichterisches hinterher als verfehlt an. Selbst sein «Hochstaden» wäre vielleicht Manuskript geblieben, hätte Kinkel ihm nicht die Last, einen Verleger zu suchen, abgenommen. Bezeichnend ist dies: Nachdem Burckhardt am 21. August der Direktrix seinen Murillo-Aufsatz angekündigt hatte, heißt es zwei Tage darauf, daß er ihn «nicht eines speziellen Portos wert» finde und wohl erst von Basel sende. Könnte er es mit den Feuilletons nicht ähnlich gehalten haben? — Einerlei woher sie eintrafen — ganz getränkt mit Pariser Eindrücken, wie sie waren, beging der Redakteur kein Verbrechen, wenn er ihnen die Bezeichnung «Paris» hin-

zufügte. Indes gibt es einen zuverläßigeren und auch interessanteren Weg zum Ziel als solche unerweislichen Hypothesen. Ich meine die genaue Vergleichung der fraglichen Produkte mit der Denkart des mutmaßlichen Verfassers, soweit sie überhaupt und aus seinen damaligen Briefen insbesondere erhellt.

Was den Aufsatz «die französische Literatur und das Geld» betrifft, so hat der Feuilletonist, wie wir den Verfasser bei der Gegenüberstellung mit Burckhardt nennen wollen, eine, wenigstens in einem liberalen Blatte, eigenartige Auffassung von der Zensur. Während sonst den unter ihrem Joche seufzenden Journalisten und Schriftstellern Frankreich als das gelobte Land der Publizistik erschien, sah dieser Beobachter das Gegenteil darin. Er spricht von dem «Gifthauch von Paris und seiner Journalistik», er sagt sogar: «Mitsamt der Zensur und dem Preßzwang ist unsere Literatur doch zehnmal freier und glücklicher als die französische, welche ihre Freiheit auf die jämmerlichste Weise an den Luxus und an die Bestechung verkauft hat». — Wie dachte Burckhardt über Preßfreiheit? Grundsätzlich war er dafür. Allein in Paris ward aus dem Paulus ein ähnlicher Saulus wie der Feuilletonist, indem er ebenfalls lediglich die ethischen Nachteile der unbeschränkten politischen Freiheit ins Auge faßte. Folgendermaßen schrieb er am Tage vor seiner Abreise der Direktrix: «Wenn ich nicht im Punkte der Preßfreiheit seit langer Zeit mit mir eins geworden wäre, so hätte Paris mich irre machen können. Der Mißbrauch der Presse ist ein viel größeres Übel als man glaubt, und keine Tyrannei

ist ärger als die der Zeitungsschreiber». Er betont dann ihre zerstörende Wirkung auf die Gesellschaft, die schiefe Auffassung des Ruhms: «Dies ewige Aus-der-Hand-in-den-Mund-leben der französischen Kunst und Literatur ist zum Teil eine Folge der Journalistik; es wird gar nichts *Dauerndes*[1]) mehr geschaffen». Wollte man dem genannten Aufsatz ein Motto geben, man fände kein besseres als diesen letzten Satz.

Der Feuilletonist stellt nämlich das literarische Frankreich in seinen unerfreulichsten Erscheinungen dem Idealismus der deutschen Schriftsteller gegenüber. Zentralisierter oder zerstreuter Literaturbetrieb, Schriftstellerei als Broterwerb oder im Nebenamt: aus diesen charakteristischen Unterschieden dort und hier leitet er Schatten und Licht her. «Das große Unglück», schreibt er, «das auf jeder geistigen Produktion in Paris lastet, ist der doppelte Standpunkt, den der Schriftsteller einzunehmen genötigt ist. Einerseits winken ihm die einzigen Gesetze des Schönen und *Dauernden* . . . anderseits aber liegt eine Stadt vor ihm, deren augenblicklicher, wilder Beifall ihm Renommee und Geld bringen kann». Daher kommt es, daß in Paris nur für Paris geschaffen wird. «Der Kitzel, d'être à Paris un petit personnage, wie Voltaire sagt, tut das übrige, und die Pariser Renommee ist fertig.» Sie will «fortan nur Aufsehen erregen und reich werden». Interessante und pikante Mitteilungen aus der Praxis erster Schriftsteller erläutern diese Kunstentweihung,

---

[1]) Hier und später sind die Wörter und Sätze gesperrt, die zum Vergleich auffordern.

deren Hauptschauplatz die Tantiemen verheißenden Bretter sind mit ihrer wilden Jagd dramatischer Spekulanten. «Ein wahrhaft schauerliches Beispiel ist die vor einiger Zeit von vielen Journalen gepriesene Lenore von den Gebrüdern Coignard, Direktoren der Porte Saint-Martin...» Heine hatte darüber am 25. Juli 1840 berichtet: «Auf den hiesigen Boulevards-Theatern wird jetzt die Geschichte Bürgers, des deutschen Poeten, tragiert; da sehen wir, wie er, die Leonore dichtend, im Mondschein sitzt und singt: Hurrah! les morts vont vite — mon amour, crains-tu les morts?» — Der Feuilletonist fährt fort: «Kurz, auch auf der Bühne will man vor allem Geld und den Ruhm nur, insofern er Geld einbringt . . . Diejenige Größe, welche Immermann das bekannte Wort eingab: «Als ich den Merlin schrieb, wusste ich, *daß ihn niemand lesen würde*—» sie fehlt durchgängig und absolut hier . . .»

Dieses Immermann-Zitat ist beachtenswert. Der Ausspruch ist nur dem Sinne nach richtig angeführt. Die betreffende Stelle (Epigonen, VIII. Buch, 6. Brief) lautet: «Ich schrieb den Merlin und wußte sein Schicksal vorher, nämlich daß man seiner nicht achten werde». Wohl aber entspricht der in direkter Form gegebene Wortlaut im Feuilleton demjenigen, den in indirekter Rede Kinkel in seinem Aufsatz «Über Immermanns Merlin» (Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn. Hrsg. von Ferdinand Freiligrath. 1842. S. 8) anwendet, wenn er schreibt: «Hier hat ihn die stolze Verachtung des Publikums zu weit geführt, mit der er in den Epigonen sagt: er habe bei der Abfassung des Merlin gewußt, *daß niemand ihn lesen werde*».

Zweifellos hat der Feuilletonist die letztere Fassung vor Augen oder im Kopfe gehabt. Was Immermann seiner 1832 erschienenen Mythe «Merlin» vorausgesagt, war eingetroffen. Doch als der Dichter (1840) starb, begann es um diese Dichtung lebendig zu werden. Beyschlag erzählt in seinen Lebenserinnerungen, daß er «das gewaltige Faust-ähnliche Gedicht» durch Kinkel kennen gelernt, allein unzufrieden mit dessen Erklärung (das genannte Gedenkbuch enthielt außer der Kinkelschen noch eine Merlin-Studie von Levin Schücking) im Winter 1841/42 selbst einen Essay darüber geschrieben habe. Bei den engen Beziehungen zwischen Kinkel und Burckhardt ist anzunehmen, daß dieser des Freundes Aufsatz kannte, vielleicht auch besaß. Noch nach vielen Jahren legt er Zeugnis ab von dem tiefen Eindruck, den er vermutlich in jener Studentenzeit empfangen hatte. Am 11. November 1855 heißt es in einem Briefe Burckhardts an Albert Brenner: «Lesen Sie Immermanns Merlin. Es ist die wichtigste und unabhängigste Parallele, um nicht zu sagen Ergänzung zum Faust».

Der Aufsatz schließt mit einer politischen Betrachtung. Nachdem sich der Feuilletonist, wie mitgeteilt, über Zensur und Preßfreiheit geäußert, fährt er fort: «*Die Opposition in Kammern und Presse ist durch den heillosesten Mißbrauch der Freiheit und durch unverschämte Bestechlichkeit gänzlich abgenutzt.* Aus den untern Schichten der Gesellschaft steigt dem König ein neuer Verbündeter empor, ich meine die Gesinnung der vernünftigern Sozialisten». Auch in diesen Ansichten berührt sich der Feuilletonist mit Burckhardt, dessen poli-

tische Eindrücke aus Paris nach dem Brief vom 20. August kurz skizziert worden sind. Ergänzend sei noch daraus die Bemerkung hervorgehoben: «Auch solltet ihr diese politische Abspannung sehen ... Man schäumt noch, aber man ist erschöpft und *die Regierung kann reine weg machen was sie will. Die Kammersitzungen werden laut verhöhnt.*» Sah Burckhardt auch die Revolution von 1848 voraus, wie aus einem Brief an Beyschlag vom 19. Juni hervorgeht, so war er doch dem Sozialismus gegenüber noch weit entfernt von jenem düstern, nur zu wahren Prophetentum u. a. in seinen «Briefen an einen Architekten 1870 bis 1889». Vielmehr begrüßte er 1843 eine Kritik wie die von Louis Blanc in seiner Histoire de dix ans: «Es ist ein famoses Buch und niemand hat bis jetzt etwas Gründliches dagegen einwenden können, obwohl alle Pariser Zelebritäten darin am Pranger stehen. Wenn man so ein 100 Seiten drin liest und dann in die Deputiertenkammer geht, um die betreffenden Herren von Angesicht zu sehen, das ist erst der rechte Genuß». (An A. Wolters, 21. Juni.)

Zusammen mit diesen vereinzelten politischen Klängen, worin Feuilletonist und Briefschreiber dieselbe Tonart anstimmen, eint sich ihr nationaler und sittlicher Geist zu einer auffallenden Übereinstimmung. Wir wissen, wie sehr Burckhardt damals im Banne einer nationalen Romantik stand. Gesetzt, er wäre auf diesen Literaturvergleich verfallen, seine Behandlung hätte gewiß nicht den Schweizer verraten. Er hätte so gut wie der Feuilletonist ausschließlich von Dichtern in deutschen Städten, von «unsern Koryphäen», ja, unter dem

Schleier der Anonymität, wohl auch «Wir Deutschen» geschrieben. Wie lagen die Verhältnisse? Die neue Schweizerprovinz der deutschen Poesie bestand noch nicht. Jeremias Gotthelf war noch unbekannt, Gottfried Keller hing noch seinen Malerträumen nach. Erst 1850 begann er den «Grünen Heinrich», in dessen erster Fassung erzählt wird: «Nicht ohne Herzklopfen vernahm er nun, daß man sich dem Rheine nähere . . . Hinter diesen stillen Uferhöhen lagen alle die deutschen Gauen mit ihren schönen Namen, wo die vielen Dichter geboren sind, von denen jeder seinen eigenen mächtigen Gesang hat . . .» Sollte Burckhardt nicht, als er später diese Stelle las, der eigenen Stimmung in seiner «romantischen Zeit» gedacht haben? Ganz und gar in seinem Sinne ist endlich die Art, wie der Feuilletonist Kunst und Literatur als Erscheinungen auffaßt, die allein inneren, schöpferischen Notwendigkeiten gehorchen, die jenseits der Welt des praktischen Nutzens liegen und oft im Gegensatze dazu sich geltend machen. Er selbst wünschte nicht mehr als «eine einigermaßen sichere, wenn auch ärmliche Stellung». Was er mit diesen Worten in Paris (An A. Wolters, 20. Juli) ankündigte, ist sein freigewähltes Los geblieben. Seine ganze Natur mit ihrem Unabhängigkeitssinn und ihrer Heimattreue wollte es so. Auch unbedeutende Verwandtschaftsmerkmale fallen bei dem Vergleich ins Gewicht, etwa sprachliche und stilistische Ähnlichkeiten, das Voltaire-Zitat, vor allem die Neigung, den Gedankengang mitten in eine realistische Detailfülle zu lenken, wovon nur die Lektüre der Aufsätze selbst einen Begriff geben kann. Daß er über französische Tantiemen Bescheid wußte,

zeigte schon sein Brief aus Berlin an Kinkel vom 7. Februar 1843. Einzelheiten aus dem Pariser Schriftstellerleben mochte er kundigen Thebanern verdanken, denn gewiß hat er ausgeführt, was er Beyschlag am 19. Juni in Aussicht stellte: «Wart nur, ich will schon Bekanntschaften machen!»

Viel unmittelbarer noch als dieses erste Feuilleton erinnert an ihn das zweite: «Die königliche Bibliothek in Paris». Es ist ein Muster dieses leichten Genres, das mit seinem schillernden Formreiz doch auch Sachkenntnis verbinden soll. Dem unbekannten Verfasser eignet beides in so hohem Grade, daß sein Produkt sicherlich Gelehrte und Ungelehrte gleichermaßen angesprochen hat. Man halte daneben den 40. Brief über denselben Gegenstand in L. Rellstab's «Paris im Frühjahr 1843» (II. Bd.) — es ist ein Unterschied wie Tag und Nacht. Während dieser zu den Besuchern gehörte, welche die Bibliothek nicht benutzen, sondern nur ansehen, wozu zweimal in der Woche freier Eintritt gewährt war, der infolgedessen, obwohl ein unterrichteter Mann, an Eindrücken nicht mehr geben konnte, als sich in der Eile erhaschen ließ, ist unser Feuilletonist völlig zu Hause darin. Kaum einer der Bibliothekare wäre ein lehrreicherer oder gar unterhaltenderer Cicerone gewesen. Denn wie dieser Feuilletonist die ganze Einrichtung genau kennt, muß er auch gern unter die Neugierigen sich gemischt haben. Seine Raumschätzung der Bibliothek gipfelt in dem Satz: «Der Kölner Dom hat kaum ein Viertel mehr an Flächeninhalt». Nach dieser in die Kunstgeschichte hinübergespielten Feststellung meldet sich eine Gelehrtennatur voll ängstlicher Fürsorge um Unersetzliches:

Eingeklemmt ist «dieses Heiligtum der stillen Arbeit zwischen die leichtsinnigsten, lebhaftesten Straßen». Zwar sind Neubauten für Bibliothek und Kunstsammlungen geplant, doch wann kommt es dazu? — «Für die Regierung sind die Forts détachés ungleich wichtiger als all der Kram!» Unwillkürlich stellt er sich vor, was der Bibliothek bei einer Feuersbrunst wie der in Hamburg im Jahre vorher widerfahren könnte. Auch sei ein Bombardement von Paris «in die Reihe der (wenn auch fernen) Möglichkeiten getreten». — Ein Moment in Burckhardts Leben gibt gleichsam die Illustration zu diesen Befürchtungen des Feuilletonisten. Als im Jahre 1871, unter der Kommunistenherrschaft, die Louvre-Bibliothek verbrannte, eilten auf die Kunde davon, wie Frau Förster-Nietzsche in der Einleitung zu dem Briefwechsel ihres Bruders mit Burckhardt berichtet, die beiden Basler Kollegen zueinander, um «von leidenschaftlichem Schmerz erfüllt», sich auszusprechen. Ein andermal, bei der Nachricht, daß es «wieder am Eingang der Galerie du Louvre gebrannt» habe, schrieb Burckhardt dem Architekten Alioth am 8. Oktober 1880: «Man sollte Euch Parisern die alten Kunstsachen völlig wegnehmen».

Wie Burckhardt demselben Freunde aus München (1877) «propos des buveurs an der Table d'hôte» mitteilt, so spitzt auch der Feuilletonist im Schwarm der Bibliothekbesucher die Ohren und merkt sich, wenn er eine hübsche Naivität vernimmt. Gleich darauf kommt bei ihm der Geschichtsfreund zum Vorschein. Angesichts eines Wandteppichs, «ehemals im Besitz des tapfern Bayard», bemerkt er: «Jeder Franzose und jede Französin, die diesen

Namen lesen, bleiben schon aus Teilnahme vor dem Kunstwerke stehen, denn hier weiß jede Nähterin ihr halbes Hundert Heldennamen und Anekdoten aus der Reichsgeschichte, was in Deutschland wohl nirgend der Fall sein dürfte». Vielseitige Kenntnisse und Neigungen befähigen den Feuilletonisten über die zahlreichen Merkwürdigkeiten, an denen das Publikum verständnislos vorüberzieht, sein Licht spielen zu lassen. So lenkt er beim Durchschreiten der langen «mit Legionen von Büchern» besetzten Galerien die Aufmerksamkeit auf die «schönen Rokoko-Fresken (meist von Romanellis Hand)». Gemeinsam mit dem jungen Burckhardt ist ihm auch eine selbständige Kunstauffassung, wie folgendes Beispiel zeigt. In dem Saale, der die erlesensten Schätze an Münzen und geschnittenen Steinen enthält, gibt er über die größte aus dem Altertum erhaltene Kamee eine den Archäologen widerstreitende Meinung kund, indem er erklärt, daß sie «der Arbeit nach zu urteilen, eher ins 3. Jahrhundert zu gehören scheint». Es handelt sich um die Gemma Tiberiana. Irrt der Feuilletonist auch in der Zeitannahme, so stimmt doch mit seinem ästhetischen Urteil ein zeitgenössischer Fachmann überein, der Königsberger Professor O. Roßbach, der im Vergleich mit der großen Wiener Kamee dem Pariser Sardonyx ebenfalls «geringern Kunstwert» beimißt. (Paulys Real-Encyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. VII, [1912] 1090.)

Recht in seinem Elemente ist der Feuilletonist im Lesezimmer, wie eben ein regelmäßiger Besucher. Doch auch in die Säle, wo es ernsthaft hergeht, bei den Handschriftenlesern, hat er nicht

bloß einen raschen Blick getan. Gleich Burckhardt, der dort, wie vorher in Berlin, italienische und französische Handschriften über die Schweiz vorgehabt, muß er in diesen Räumen gearbeitet haben. Wir gelangen damit zu dem auffallendsten Vergleichungspunkt. «Gelehrte und Künstler aller Länder», heißt es in dem Feuilleton, «arbeiten hier eifrig und still über den kostbarsten Handschriften und Miniaturen, *die ohne allen Rückhalt jedem aufs gefälligste mitgeteilt werden . . . Man exzerpiert hier wie bei den gedruckten Büchern mit Tinte, während es dazu in Berlin einer besondern Ministerialerlaubnis bedarf!*» — Fast wörtlich dasselbe steht in Burckhardts Brief vom 20. Juli 1843 an A. Wolters: «Vorderhand bin ich . . . täglich auf der bibl. royale, *wo man äußerst liberal behandelt wird und das Seltenste ohne weiteres zu sehen bekömmt und kopieren kann nach Herzenslust und mit Tinte*».

Es wäre doch merkwürdig, wenn zwei gelehrte Handschriftenleser, deren Erfahrungen scheinbar auf Berlin und Paris sich beschränken, die, wie wir sahen, so überraschende Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten offenbaren, nicht ein und dieselbe Person wären. Selbst der Herzensanteil, den der Feuilletonist unter allen Schätzen der Bibliothek gerade an der Manessischen Handschrift nimmt, spricht zum mindesten ebenso für einen schweizerischen Kulturforscher als für einen deutschen Philologen. Da der Kodex in der Schweiz entstanden ist, dürfte Burckhardt, genau wie Keller, der Dichter der Hadlaub-Novelle, ihn als ein besonders wertvolles Unterpfand der nationalen Kulturgemeinschaft geschätzt haben. Aus diesem Ge-

sichtspunkt wäre der Umstand, daß die Handschrift dem Feuilletonisten seine Schlußbetrachtung liefert, sogar symptomatisch.

Mehr als diese indirekten Beweise vermag ich nicht zu geben. Das Archiv der Kölnischen Zeitung zeigt, wie mir die Redaktion mitteilte, in Bezug auf das Jahr 1843 eine Lücke.[1]) Die Nachforschungen darin erwiesen einzig, daß die beiden Feuilletons nicht von dem damaligen ständigen Pariser Korrespondenten herrühren. Dagegen ergab die Durchsicht des Kontobuchs von 1847 als Verfasser eines Aufsatzes in Nr. 92 und 93: «Italienische Erfahrungen. Mailand, Ende März 1847» — Dr. J. Burckhardt, Berlin. Ich lasse hier zunächst die beiden Pariser-Feuilletons folgen.

---

[1]) Vgl. Vorwort, vorletzter Absatz.

DIE FRANZÖSISCHE LITERATUR UND DAS GELD.[1])

Paris, Anfangs September 1843.

Man hat oft die deutschen Schriftsteller und Künstler beklagt, weil sie im Vergleich mit den französischen so schlecht bezahlt würden. Das Faktum ist nicht zu läugnen und gereicht unserer Nation gar nicht zur Ehre; aber daß Kunst und Literatur bei uns sich auf diese Weise besser stehen, ist ebenso unleugbar. Gerade weil es notorisch ist, daß man in Deutschland als Dichter oder als Maler verhungern kann, gibt es bei uns weit mehr echte Renommeen als in Frankreich. Wir wollen einmal betrachten, auf welche Art und mit welchen Mitteln Künstler und Schriftsteller sich in Paris geltend machen.

Das große Unglück, das auf jeder geistigen Produktion in Paris lastet, ist der doppelte Standpunkt, den der Schriftsteller (um die Künstler bei Seite zu lassen) einzunehmen genötigt ist. Einerseits winken ihm die einzigen Gesetze des Schönen und Dauernden, deren Befolgung allein den *Nachruhm* und die Anerkennung der Nation zu sichern vermag; andrerseits aber liegt eine Stadt vor ihm, deren augenblicklicher, wilder Beifall ihm *Renommee* und Geld bringen kann. Daher kommt es, daß in der französischen Literatur fast nichts mehr geschaffen wird,

---

[1]) Kölnische Zeitung, Nr. 255, 12. September 1843.

was nicht nach einem Monat vergessen wäre; der Schriftsteller bequemt sich, ach, wie bald! dazu, *für Paris* zu produzieren, weil nur pariser Verleger gut bezahlen, und weil nur pariser Journale seinen Namen augenblicklich in alle Provinzen tragen können. Der Kitzel, «d'être à Paris un petit personnage», wie Voltaire sagt, thut das Uebrige, und die pariser Renommee ist fertig. Schon nach den ersten Erfolgen stellt sich dann reine Spekulation und Geldgier ein, und die Renommee will fortan nur Aufsehen erregen und reich werden. Ihre Atmosphäre ist und bleibt von da an der Gifthauch von Paris und seiner Journalistik. Allerdings muß man gestehen, daß nur selten ein pariser Autor Schätze sammelt; man liebt das Geld, um es aufzubrauchen, und braucht den Kredit des schriftstellerischen Namens nicht zu kaufmännischen Negoziationen, sondern um Schulden machen zu können, wenn die Einkünfte zum Luxus nicht ausreichen. Der pariser Autor erstrebt nämlich eine gesellschaftliche Stellung hart neben der höchsten Aristokratie, wie es denn überhaupt kein Volk gibt, welches so in tiefster Seele aristokratisch wäre, wie die Franzosen; sie sind die ärgsten *Sklaven* ihrer gesellschaftlichen Stellung. Unsere größten Dichter haben in kleinen Städtchen am Rhein, in Schwaben, in Thüringen von mäßig bezahlten Aemtern und Geschäften gelebt und von ihren Werken nicht viel mehr gehabt, als die Verehrung ihrer Nation und die Unsterblichkeit. Freilich sind ihre Verleger zum Theil reich geworden und haben eine große Solidität in ihren Geschäften erlangt, während die hiesigen unaufhörlich bankerottieren; aber ist es denn nicht für die

Literatur selbst ein Glück, wenn die Buchhändler fest stehen? Hat sich nun der pariser Autor dem Strudel der Hauptstadt mit allen Kräften hingegeben, so ist er für die wahre Poesie meist völlig verloren. Er gehört nicht mehr dem Volke an, sondern dem pariser Publikum und dessen Nachbetern in der Provinz und im Auslande. Paris aber wirft das pikanteste Buch nach vierzehn Tagen in den Winkel, also muß Schriftsteller und Verleger von Neuem auf einen solchen Furor von vierzehn Tagen bedacht sein. Darum schreiben die hiesigen Notabilitäten so entsetzlich viel, und darum ist auch alles, was sie produzieren, so nachläßig und unreif; man sieht ihnen immer deutlicher die Ermüdung und den innern Ekel an. Da eröffnen sich zwei verführerische Auswege, auf leichtere Weise Geld zu erwerben. Man verkauft sich der Regierung, welche für Schriftsteller von oppositioneller Färbung stets liebreich offene Bank hält, oder man gibt sich ans Dedizieren und schickt der Königin Viktoria oder dem Kaiser von Rußland eigenhändige Abschriften von Gedichten und Romanen, mit hübschen Vignetten und Arabesken von Tony Johannot oder Granville. Der Repräsentant der ersten Manier ist Jules Janin, der letztern Alexander Dumas, und wer das weiß, für den hat ihr neulicher Streit über eine *Ehrensache* einen doppelt lächerlichen Anstrich. Jules Janin, früher Oppositionsmann, befleißigt sich jetzt der allersonderbarsten Loyalität; Dumas schämt sich nicht, in Gesellschaften mit mehrern Ordenskreuzen (u. a. dem moskowitischen St. Annenorden) zu erscheinen, und das in Paris! Man schreit hier so viel über die von der Regierung ausgeübte Be-

stechung, als ob eine Tagesliteratur (um von den Journalen zu schweigen), die sich in Bausch und Bogen kaufen *läßt,* ein anderes Los verdiente, als das, gekauft zu werden!

Doch es gibt auch kleinere, unschuldigere Mittel, Geld zu machen, die wir an einem erlauchten Beispiel darlegen wollen. Wer in den *Debats* die Mystères de Paris von Eugène Sue verfolgt hat, wird sich ohne Zweifel über die sonderbare Art von Satzbildung und Interpunktion verwundert haben; alle paar Worte folgt eine Reihe von Punkten, alle drei Zeilen ein Absatz, so daß der Stil ganz kleingehackt dem Leser unter die Augen kommt. Da nach der Zeilenzahl honoriert wird, so macht das immer schon ein paar Prozente aus. In Deutschland verstehen sich hierzu nur die allerelendesten Novellenschmierer. — Derselbe Eugène Sue hat sich dazu hergegeben, den letzten Theil seiner Mystères auf eine ganz unverschämte Weise in die Länge zu ziehen, damit die Abonnenten der Debats auch noch den September in den Kauf nehmen müssen! Das tut einer der genialsten Männer von Paris, der in diesem mit Unrecht berüchtigten Buche ein wahres Wunderwerk der Charakteristik[1]) aufzustellen vermochte.

Wie es mit den Successen der hiesigen Bühne steht, ist auch in Deutschland sattsam bekannt. Auch das beste fällt, wenn die Journale nicht bestochen und die Claqueurs nicht bezahlt werden. (Als die

---

[1]) Es wird schwerlich ein Roman anzuführen sein, in welchem, wie hier, über hundert ganz verschiedene Charaktere so kunstreich durcheinander spielen.

Rachel vor einigen Tagen wieder auftrat, war das ganze Parterre des Théâtre français mit Claque angefüllt!) Die Bühnendichter sind durch die Tantiemen so verdorben worden, oder, wenn man will, die Tantiemen haben soviele Spekulanten zu Bühnendichtern gemacht, daß in den Trauerspielen nur noch auf die Spannung und Aufregung, in den Lustspielen nur noch auf das platteste Amusement hingearbeitet wird. Ein wahrhaft schauerliches Beispiel ist die vor einiger Zeit von vielen Journalen gepriesene *Lenore,* von den Gebrüdern Coignard, Direktoren der Porte Saint-Martin.

Es war ein reines Spekulations-Rührstück, das lauter volle Häuser machte, weil es hier immer Narren genug gibt, die der gänzlich bestochenen Presse noch aufs Wort glauben. Die Herren Direktoren waren naiv genug, in den Journalen andeuten zu lassen: der Effekt sei ihr Ziel gewesen und nicht idealistische Flausen (worunter wahrscheinlich das Wesentlichste der unsterblichen Dichtung Bürger's zu verstehen ist). Kurz, auch auf der Bühne will man vor Allem Geld und den Ruhm nur, insofern er Geld einbringt. Die Deutsche Übersetzerei wird, beiläufig gesagt, wohl auch bald ein Ende nehmen müssen, denn seitdem Scribe schweigt, werden gute Lustspiele hier ganz unglaublich rar, und man traut seinen Augen nicht, wenn man im Palais royal und in den Variétés ganze Abende lang die abgedroschensten Plattheiten zu genießen bekommt. Als ein merkwürdiges Faktum ist noch anzuführen, daß ganz elende Stücke bloß die drei, vier ersten Male ausgepfiffen und hernach zwanzig Abende hindurch mit einer wahren Hiobsgeduld angehört wurden —

weil der Accord mit dem «Dichter» auf so und so viele Aufführungen, d. h. so und so viel Geld lautet.

Ein ehrlicher Deutscher denkt am Anfang: es müsse doch irgend unabhängige Journale geben, welche dieses ganze Gewebe von Habsucht aufdecken können. Nach und nach wird man inne, daß es solcher öffentlichen Anklagen gar nicht bedarf, da Haß und Rivalität Alles genugsam an den Tag bringen, so daß Jedermann den Zustand der Dinge bis zum Ekel kennt. Diesem allgemeinen Verderbnis ist gar nicht entgegen zu wirken, weil es der Charakter der Nation mit sich bringt, daß der Autor hier ein großer Herr sein und daher über Hals und Kopf mit Mitteln jeder Art *Geld* verdienen muß, somit a priori in falscher Stellung ist. Journale und öffentliche Meinung sind längst darauf eingerichtet, und was die noch zu tun übrig lassen, vollendet die Bestechung von oben.

Nichts ist beruhigender und tröstlicher als ein vergleichender Blick auf Deutschland. Wir können kühn sagen: *Keiner* unserer Koryphäen schreibt dem großen Publikum zu Liebe, *keiner* hält die klingende Münze für den besten Dank, und selbst das Treiben unserer Geldskribenten ist noch im Stande der Unschuld im Vergleich mit der furchtbaren Buchmacherei in Paris. Diejenige Größe, welche Immermann das bekannte Wort eingab: «Als ich den Merlin schrieb, wusste ich, daß ihn Niemand lesen würde» — sie fehlt durchgängig und absolut hier, wo auch Lamartine und Victor Hugo den Succeß beständig mit dem Ruhme verwechseln.

Das Allertraurigste ist, daß in der Provinz auch der beste Dichter nicht aufkommen kann; kommt

er nicht nach Paris, so tötet ihn der Hohn der Hauptstadt. Auch Reboul hat Paris besuchen müssen, um anerkannt zu werden. Es ist eine der furchtbarsten Folgen der französischen Zentralisation, daß sie auch den reinsten jugendlichen Genius mit Gewalt in diesen höllischen Strudel taucht. Ich glaube, Victor Hugo wäre ohne die Einwirkung von Paris lange nicht so rasch verblüht! Wir Deutschen dagegen haben keine solche Hauptstadt, und ein wahrer Dichter kann in Jena, Tübingen oder Elberfeld so leicht berühmt werden, wie in Berlin. Wir haben keine großen Honorare, unsere Bühnen zahlen schlecht oder gar nicht; — auf zeitlichen Gewinn kann bei freien, geistigen Schöpfungen nie gerechnet werden; wo er sich dennoch einstellt, bildet er doch nicht die einzige Subsistenz des Dichters. Allerdings hängt es damit zusammen, daß manches deutsche Gedicht nur für den Autor verständlich, manches deutsche Drama unaufführbar ist; aber wie gern wollen wir solche Übelstände in den Kauf nehmen, wenn die persönliche Ehrenhaftigkeit der Dichter dabei gedeiht, wenn sie fortfahren, nicht um bloßes Geld für das große Publikum, sondern um Nachruhm für die Nation zn schaffen! — Hier in Paris gibt es fast keine einzige literarische Zelebrität, der man nicht irgend eine schmutzige Spekulation nachzurühmen wüßte. Selbst Lamartine hat sich von der Regierung, die in «usiren» wollte, in eine unglückliche Unternehmung mit Bordeauxweinen verwickeln lassen und steckt trotz seiner großen Einkünfte jetzt tief in Schulden, was überhaupt von den meisten hiesigen Literaten gilt.

Ja, mitsammt der Zensur und dem ganzen Preßzwang ist unsere Literatur doch zehnmal reifer

und glücklicher als die französische, welche ihre Freiheit auf die jämmerlichste Weise an den Luxus und an die Bestechung verkauft hat. Darum hat auch die Presse schon so viel von ihrem Einfluß eingebüßt, daß sie der Regierung gar keinen nachhaltigen Widerstand entgegensetzen kann. Wenn die liberale Presse von Paris im Jahre 1840 nicht mit Haut und Haaren dem Ministerium Thiers verkauft gewesen wäre, so hätte die Kammer nicht die Befestigung von Paris bewilligen können; aber die Liberalen sind hier eben großenteils schlechter als die schlechtesten Minister; daß es Gott geklagt sei. Auf diesen beiden Angelpunkten beruht die von Jahr zu Jahr wachsende Macht Ludwig Philipp's. Paris ist *eine* große Kaserne geworden, und die Opposition in Kammer und Presse ist durch den heillosesten Mißbrauch der Freiheit und durch unverschämte Bestechlichkeit gänzlich abgenutzt. Aus den untern Schichten der Gesellschaft steigt dem König ein neuer Verbündeter empor, ich meine die Gesinnung der vernünftigern Sozialisten, welche zwar in tausend Dingen mit der Regierung unzufrieden sind, aber an der jetzigen Dynastie eifrig festhalten, als an der einzigen Garantie der Ruhe und des Friedens, deren das ökonomisch schwer leidende Land so sehr bedarf. Je mehr die Opposition in der Volksgunst einbüßt, je mehr ihre Wut über die getäuschten republikanischen Hoffnungen des Jahres 1830 der Ohnmacht anheimfällt, um so lauter macht sich die Stimme der Besonnenen geltend, die da ruft: Laßt England und Rheinland im Frieden, verschont uns mit euren schönen Worten von Freiheit und Zivilisation

und Weltherrschaft, und helft uns vor Allem an den unteren Fundamenten der Gesellschaft bessern, damit nicht über unsern vielen Phrasen, an die ihr selbst lange nicht mehr glaubt, der ganze Bau zusammen falle! Diese Ansicht wird besonders von der Démocratie pacifique, der gemäßigten und milden Nachfolgerin der «Phalange», vertreten; ein Blatt, das auch in Deutschland alle Beachtung verdienen würde. Möge sein Titel unsere Polizeien nicht in Schrecken setzen!

— K —

DIE KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK IN PARIS.[1])

Paris, September 1843.

Wer sich einmal einen recht kolossalen Eindruck von der Macht des menschlichen Wissens und Denkens verschaffen will, der durchwandere die Säle der Bibliothèque royale. Ich sah einen Engländer, der dieselben mit der Uhr in der Hand durchlief, und erhielt von ihm den Bescheid, daß bloß das Durchlaufen in gutem Wanderschritt neunzehn Minuten und fünfundzwanzig Sekunden koste, die dem Publikum unzugänglichen Säle nicht gerechnet. Die Zahlen eines sonst wohl unterrichteten Handbuches sind folgende: 1,400,000 gedruckte Bände, über 100,000 Handschriften, 400,000 Münzen und Medaillen, 1,040,000 Kupferstiche und Lithographien und 300,000 Karten und Pläne. Ich habe nicht nachgezählt und kann für diese Ziffern nicht einstehen; bloß die *Bücherrücken,* einer in den andern zu sechs Quadratzoll berechnet (gewiß eher zu wenig als zu viel), würden ein Areal von 62,500 Quadratfuß ergeben. Der kölner Dom hat kaum ein Viertel mehr an Flächeninhalt.

Es ist einer der merkwürdigen Kontraste dieser an Gegensätzen so überreichen Stadt, daß dieses Heiligtum der stillen Arbeit zwischen die leichtsinnigsten, lebhaftesten Straßen eingeklemmt ist: Rue neuve des petits champs, wo man jeden Au-

[1]) Kölnische Zeitung, No. 263, 20. September 1843.

genblick überfahren oder erdrückt werden kann, bildet das untere Ende der Bibliothek: Rue Richelieu und Rue Vivienne fassen die beiden Langseiten derselben ein — von ihren prunkvollen Magazinen aus wird Mode und Luxus der zivilisierten Welt mit eisernem Zepter beherrscht. Die altersgrauen Mauern der Bibliothek sehen ganz mürrisch und düster in dies Getreibe hinunter; auch ist schon lange davon die Rede, anderswo eine neue Bibliothek zu erbauen und dann das jetzige Lokal parzellenweise zu möglichst hohen Preisen zu verkaufen. Freilich ist auch schon seit ewiger Zeit beschlossen, die Galerie zwischen Louvre und Tuilerien zu vollenden und ein besonderes Gebäude für die Kunstausstellungen zu errichten u. dgl. mehr, und doch bleibt Alles beim Alten — denn für die Regierung sind die Forts détachés ungleich wichtiger als all der Kram!

Was bei einer großen Feuersbrunst der Bibliothek widerfahren könnte, ist gar nicht abzusehen, wie denn Paris überhaupt bei einem Unglück wie das von Hamburg unfehlbar einem gräßlichen Jammer anheimfallen würde. Man muß sich mit diesem Gedanken nach und nach vertraut machen, denn ein Bombardement von Paris ist in die Reihe der (wenn auch fernen) Möglichkeiten getreten, und man wird in einem solchen Falle weder für die Tuilerien noch für Louvre, Palais royal und Bibliothek garantieren können, obschon alle vier Gebäude so gut als außerhalb der Schußweite (von den Forts an gerechnet) liegen.

Einstweilen wird die Bibliothek fleißig benutzt und noch fleißiger besehen; Dienstags und Freitags

hat das Publikum, an den übrigen Wochentagen nur die Leser Zutritt. An jenen beiden Tagen treibt sich nun allerlei Volk in den Sälen herum; Fremde aller Art, junge Ehepaare aus der Provinz, Seltenheitsjäger, Künstler und besonders jene unbeschreibliche Menschenklasse, welche Paris vor allen Städten eigen ist und unter dem Gesamtnamen *Flaneurs* begriffen wird. Unten im Hofe gönnt man der Statue des Königs Karl V. kaum einen Blick; man eilt nach dem Erdgeschosse, wo der Tierkreis von Dendera aufgestellt ist, der hier in Paris eine Renommee hat, fast wie die Giraffe im Jardin des Plantes. Die meisten kehren von der rätselhaften schwarzen Steinplatte sehr enttäuscht zurück, und ich hörte eine junge hübsche Frau zu ihrem Gemahl sagen: Voyez vous, je m'étais figurée que c'était quelque chose comme le Diorama! Das war nun freilich fehlgeschossen. Doch das obere Stockwerk kann auch die größten Ansprüche in seiner Art zufrieden stellen. Schon über der breiten Steintreppe hängt ein kolossaler Wandteppich vom Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, ehemals im Besitz des tapfern Bayard. Jeder Franzose und jede Französin, die diesen Namen lesen, bleiben schon aus Teilnahme vor dem Kunstwerke stehen, denn hier weiß jede Nähterin ihr halbes Hundert Heldennamen und Anekdoten aus der Reichsgeschichte, was in Deutschland wohl nirgends der Fall sein dürfte. Und an diese allgemeine, wenn auch höchst oberflächliche Teilnahme an der Vergangenheit hat man sich bei der Aufstellung der Kuriositäten hauptsächlich gehalten. Unter Glasrahmen liegen hier die seltensten Auto-

graphen — neben einem Briefe Ludwig's XI. eine Unterschrift seines Schlachtopfers, der Agnes Sorel; neben den Memoiren von der Hand Ludwig's XIV. ein Billet der Lavallière; dann ein Liebesbrief Heinrich's IV., eine Tragödie Racine's von seiner eigenen Hand, Billets von Boileau, Turenne, Bossuet — kurz, was man Seltenes verlangen will. Diese Autographen sind bei der Wut, mit welcher dergleichen hier gesammelt wird, als Autorität über Echtheit und Falschheit nicht unwichtig und werden oft zu diesem Ende verglichen. Andere Glasschränke enthalten die schönsten Miniaturen auf Pergament, die ältesten, seltensten Codices, Handschriften in allen Sprachen des Orients u. s. w. Dann folgen Muster der Buchdruckerkunst aller Länder und Zeiten, von der Biblia Pauperum und Faust's Bibel bis auf Bodoni, Murray und Didot. Ein Unikum ist das Fragment eines alten mainzer Kirchenkalenders vom Anfang der 1450er Jahre, 1804 in Mainz gestohlen. Endlich sieht man hier eine Reihe prachtvoller Einbände aus allen Zeiten, worunter die Deutschen in gepreßtem Leder aus dem sechszehnten Jahrhundert wohl die erste Stufe einnehmen.

Endlich gelangt man durch lange, lange Galerien, die mit Legionen von Büchern besetzt und zum Teil mit schönen Rococo-Fresken versehen sind (meist von Romanelli's Hand), nach einem der hintersten Säle, der die größten Schätze des Münzkabinettes, die herrlichsten geschnittenen Steine und Raritäten und Zieraten aller Art enthält. In den Goldmünzen ist die durch den bekannten großen Diebstahl verursachte Lücke noch bei Weitem nicht ausgefüllt; um so vollständiger sind die schönsten

Silbermünzen des Altertums, vor allem die der Kolonien in Großgriechenland, repräsentiert. Aus allen Epochen und Schulen ist hier das Beste zu Jedermanns Einsicht unter Glas und Rahmen gelegt, woran sich die meisten Münzkabinette der Welt ein Beispiel nehmen könnten. In andern Schränken liegen alle Elfenbeinarbeiten, Bücherdeckel, Schnitzwerk, Schachfiguren des Mittelalters — diese mehr als faustgroß, so daß die Spieler, sobald Streit entstand, einander damit tot werfen konnten. Die Gemmen und Kameen sind wohl das Allerkostbarste, was in dieser Art überhaupt vorhanden ist; hier findet man u. a. die größte Kamee des Altertums, den so genannten Achat der heiligen Kapelle. Er enthält (in bläulich-weißer Oberschicht auf braunem Grunde) die Apotheose des Augustus und der Livia und hat wohl etwa einen Fuß Durchmesser. Die Archäologen halten ihn für ein Werk der augusteischen Zeit, obschon er, der Arbeit nach zu urteilen, eher ins dritte Jahrhundert zu gehören scheint. Endlich liegt hier der emaillierte Degen eines alten Frankenfürsten *vor* Chlodwig, in Tournai aufgefunden; merkwürdiger sind die rot auf Gold emaillierten Bienen, welche neben dem Degen in dem Grabe lagen und wahrscheinlich als kleine Agraffen dienten; sie waren die Ursache, daß Napoleon auf seinen Kaisermantel goldene Bienen sticken ließ, wobei er freilich auch ein Symbol der Industrie im Sinne hatte. Um es aber ehrlich zu sagen, diese kleinen goldenen Insekten aus dem Grabe von Tournai sehen jedem andern Gegenstande eben so ähnlich, als einer Biene, und können einer Mücke oder sogar einem Herzen oder einer Blume eben so gut verglichen werden.

Nun zum Lesezimmer. Hier in Paris, wo Niemand ohne die nachdrücklichsten Empfehlungen oder sehr gegründete Ansprüche irgend eine Art Bücher nach Hause nehmen darf, ist das Lesezimmer der ersten Bibliothek eine Sache von der größten Wichtigkeit. Auch geht es an den Wochentagen von zehn bis drei Uhr hier lebhaft genug her; 3- bis 400 Leser sind meist zu gleicher Zeit gegenwärtig, und man kann bei dem ewigen Ab- und Zugehen wohl gegen tausend Leser auf den Tag rechnen. Die kolossalen Tische der ungeheuren Galerie fassen nicht alle; wer nicht exzerpiert, zieht sich daher gern nach den Fensterbänken zurück. Das Expeditions-Bureau in der Mitte ist in der Regel rasch und gefällig; sobald man aber ein recht abgelegenes altes Buch verlangt, zumal eines in fremder Sprache, so gilt es oft, halbe und ganze Stunden sich das Warten nicht verdrießen zu lassen, obschon durch verborgene Mechaniken die Bücher rasch von der obern Galerie nach dem Saale herunterfliegen.— Wer nun diesen ungeheuren Betrieb zum ersten Male ansieht, der muß sich das wissenschaftliche Leben in Paris als höchst gründlich und arbeitsam vorstellen, was es auch zum Teil in der neuesten Zeit mehr als je geworden ist. Aber man täusche sich nicht! Wer die Bibliothek oft besucht, wird inne werden, daß über zwei Dritteile der Leser mit reiner Vergnügungslektüre beschäftigt sind. Zwar Balzac und Eugène Sue werden nicht ausgegeben, aber doch alle alten und neuen französischen Dichter, Memoirenschreiber, Dramatiker usw. Keine Bibliothek der Welt wird im Verhältnis zu ihrer Reichhaltigkeit so einseitig benutzt wie diese; hier

liest mehr das Volk als die Gelehrten, und im Winter vollends ist die wohl geheizte große Galerie das Rendezvous zahlloser armer Teufel. Alte Damen, die sonst nichts zu tun haben, kommen täglich zu Dutzenden her, und noch zahlreicher die Grisetten, welche sogar bisweilen für ihre Freunde Exzerpte machen sollen, was ich indes dahin gestellt sein lasse. Um dieser an Zahl überwiegenden Klasse von Vergnügenslesern willen sind denn auch alle einigermaßen gangbaren und bekannten französischen Bücher in der Galerie selbst aufgestellt. Eine Szene, die ich vorgestern dort mit ansah, wäre des Charivari würdig: auf einer Fensterbank saßen ein Kondukteur von Lafitte und Caillard und eine junge Dame von zweideutigem Aussehen; der Kondukteur nickte über seinem Roman ein, während die Dame über den ihrigen weg nach ihm hinschielte.

Ernsthafter geht es bei den Manuskripten her, die in einer besondern Reihe von Sälen am untern Ende des Gebäudes aufgestellt sind. Gelehrte und Künstler aller Länder arbeiten hier eifrig und still über den kostbarsten Handschriften und Miniaturen, die ohne allen Rückhalt *Jedem* aufs gefälligste mitgeteilt werden. Alles, was nicht gerade auf Anordnung der Regierung oder der Akademie zum Druck vorbereitet wird, kann von einem Jeden nach Belieben kopiert werden, indem die durch das Reglement vorgeschriebene Anfrage bei der Behörde eine bloße Formel ist. Man exzerpiert hier wie bei den gedruckten Büchern mit Tinte, während es dazu in Berlin einer besondern Ministerialerlaubnis bedarf!

Auch hier ist freilich das Amusement keine Nebensache mehr. Neben einem ernsthaften Grie-

chen, der einen alten Codex des Chrysostomus oder des Gregor vor sich hat, sitzt ein pariser Löwe, der in zierlichen Miniaturen des 15. Jahrhunderts blättert. Ein betagter Mulatte hat die Dokumente über Haiti unter den Händen; neben ihm liest ein langhaariger Jüngling alte französische Romane mit prächtigen Initialen und Bildern. Hier arbeitet ein armer Teufel von Maler über den schönen einfachen Gemälden des manessischen Codex der Minnesinger (beiläufig gesagt, einer der herrlichsten Handschriften der Welt); neben ihm blättert eine sehr hübsche junge Dame — in Genealogien und alten Adelstiteln. Nirgends in der Welt spottet man mehr über Geburtsrechte u. dgl., und nirgends ist man mehr auf erlauchte Abstammung versessen als hier, weil Alles gern de bonne société sein möchte. In Berlin arbeiten besonders müßige Leutenants über alten Stammbäumen und machen den Bibliothekaren viele Not damit, hier sind es Damen oder auch besonders darauf eingeschulte «Gelehrte», welche sich von den betreffenden Familien sehr gut bezahlen lassen. Die «Gazette des Tribunaux» erzählte unlängst einen spaßhaften Fall dieser Art. Eine Familie in der Normandie bestellte sich bei einem solchen Savant ihren Stammbaum, der dann auch nach einiger Zeit richtig anlangt, in Begleitung einer Nota von tausend Francs. Die Dame vom Hause aber fand die Forderung etwas zu stark und bediente sich des ganz einfachen Mittels, die Quellen der angeführten Dokumente rasch zu notieren und die Stammtafel selbst über Nacht abzuschreiben, worauf sie morgens früh dem Forscher seine Arbeit zurücksandte mit dem Vermelden: so teuer sei es nicht gemeint ge-

wesen. Die Sache kam vor Gericht, und die Dame verlor, und das von Rechts wegen, denn wenn Indiskretion gegen Indiskretion steht, so ist es billig, daß der dümmere Teil verliere. — Diese Adelssucht wird solange anhalten, als der Faubourg Saint-Germain für den Besitzer der feinsten Lebensart gilt. Es ist übrigens bekannt, auf welche Weise es Ludwig Philipp gelang, selbst einige Legitimisten mit derselben Lockspeise auf seine Seite zu ziehen, indem ihnen bedeutet wurde, daß nur auf diese und jene Bedingung hin ihre Wappen in den Salles des Croisades des Versailler Museums würden angebracht werden. — Es soll jetzt hier über dreißig Heraldische Bureaux geben, die für Kutschenschläge und Livreen die Wappen wieder ausfindig machen müssen, welche die Herrschaften selbst in den Zeiten der Not vergessen haben. Übrigens muß man sagen, daß dabei viel weniger auf politische Vorrechte, als auf gesellschaftliche Geltung aspiriert wird.

Und nun noch ein Wort vom manessischen Codex. Es ist ein zwei Faust dicker, sehr großer Quartband, von der Höhe eines guten Folianten, wahrscheinlich vom Ende des 13. Jahrhunderts, der die weltberühmte Sammlung der deutschen Minnesinger enthält. Die Schrift ist einfach und sehr schön, noch ohne viele Schnörkel in den Anfangsbuchstaben; etwa 160 große Miniaturen stellen Szenen aus dem Leben der betreffenden Dichter dar, besonders Liebesszenen. Manche Figuren sind ohne Zweifel Portraits, z. B. Walther von der Vogelweide, der seinem schönen Liede gemäß auf einem Hügel sitzt, die Füße übereinander geschlagen, den Kopf in die Hand gestützt. Andere sehen wir

im Turnier, in der Schlacht oder unter dem Fenster der Liebsten vorbeireitend, oder auf der Jagd mit ihr zusammentreffend. Das Buch ist neben seiner literarischen Unschätzbarkeit die kostbarste Urkunde über Sitten und Trachten, und was das Höchste ist, über das geistige Leben jener Zeit in seiner vollen Hoheit und Innigkeit.

Wahrscheinlich wurde das Werk in Zürich gemalt und geschrieben. Die Konturen der Figuren sind noch ziemlich derb, die Farben sehr kräftig. Die seidenen Vorhänge, die ehemals alle Bilder bedeckten, fehlen jetzt alle bis auf einen einzigen; der Einband ist modern und trägt das alte französische Wappen.

Man kann sich des Ingrimms nicht erwehren, wenn man dies herrliche Werk in einer Stadt findet, wo mit Ausnahme der Deutschen keine Seele ein Wort Altdeutsch versteht.

— K —

EIN UNBEKANNTER AUFSATZ J. BURCKHARDT'S AUS MAILAND.

Der in den Nummern 92 und 93 der Kölnischen Zeitung vom 2. und 3. April 1847 veröffentlichte Aufsatz: «Italienische Erfahrungen. Mailand, Ende März», als dessen Verfasser und Empfänger von elf Taler Honorar das Kontobuch Dr. J. Burckhardt, Berlin ausweist, erfordert gleichfalls, obwohl die Autorschaft Jakob Burckhardt's kaum einem Zweifel unterliegt, einen Kommentar. Der damalige außerordentliche Professor der Geschichte an der Basler Hochschule war im Herbst 1846 nach Berlin gekommen, um bis zum Herbst des folgenden Jahres Kuglers Geschichte der Malerei und sein Handbuch der Kunstgeschichte für die zweite Auflage umzuarbeiten. Wenn er bei der Einsendung an die Kölnische Zeitung den Professortitel wegließ, so geschah es wohl, weil er schon zu diesem Zeitpunkte sich nicht mehr als Universitätslehrer betrachtete, wie er auch auf den beiden Kuglerschen Werken, sich «nur Dr.» nannte. (Hans Trog, Jakob Burckhardt, 1898.) Der Brief an die Behörde, worin er seiner außerordentlichen Professur entsagte, war am 28. März 1847 von Berlin abgegangen. Wie aber stimmt dieses Briefdatum mit der Datierung des Aufsatzes «Mailand, Ende März»? Ebenso wie bei den Pariser Feuilletons wird sie nicht wörtlich zu nehmen sein. Das ist in diesem Falle mit Händen zu greifen. Da der Aufsatz zur Hälfte schon am 2., sogar schon am 1. April in Köln

erschien — «Die Zeitungen wurden damals noch um einen Tag vordatiert»; (Geschichte der Köln. Ztg. 1880, S. 35) — so ist er unmöglich Ende März von Mailand abgeschickt worden. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß die Handschrift nicht an ihrem Entstehungsort, sondern während oder nach der Rückfahrt auf die Post gegeben wurde.

Aus der Datierung von Mailand erwächst noch eine ganz andere Schwierigkeit für den Erklärer; beruft sich doch der Aufsatz auf eine Reise Burckhardts, von der man bislang nichts wußte. Nach den Eingangsworten: «Im Begriffe, Italien nach einem zweiten längeren Aufenthalte zu verlassen . . » scheint von den beiden größeren Reisen dort, deren Trog gedenkt, die von 1838 außer Betracht zu bleiben. Sie lag schon zu weit zurück, um der Aktualität dieser «Erfahrungen» zu dienen. Was den Aufsatz zeitigte, muß einen besonderen Zweck gehabt haben, da dieser Aufenthalt in Italien mitten in die Berliner Tätigkeit fiel. Sollte er, gleich der unmittelbar der Kugler-Arbeit vorhergegangenen Reise nach Rom und Neapel wissenschaftlicher Natur, vielleicht zum Abschluß der beiden Werke erforderlich gewesen sein? Wir vernehmen noch, daß der Verfasser «von Rom aus den Weg über Viterbo, Montefiascone, Orvieto und Perugia nach der toskanischen Grenze genommen und sich überall aufgehalten . . .» was freilich auch auf die Reise von 1846 bezogen werden kann. Licht darüber wird wohl die neue Biographie verbreiten, wovon jetzt der erste Band von Otto Markwart vorliegt.

Immerhin fallen auch aus diesem Buch einige Streiflichter auf unsere Frage und zwar aus zwei

Briefen an Hermann Schauenburg. In dem ersten aus Berlin vom 27. Februar 1847 klagt Burckhardt, «wie öde und fad diese hiesige Welt» um ihn her liege. «Ich fühle in mir die Berechtigung, mich dahin zu wenden, wo meine Seele Nahrung findet», und an den Aufenthalt von 1846 erinnernd, ergeht er sich in schwärmerischen Worten über Rom. (S. 130.) Was am 27. Februar Sehnsucht war, winkt am 22. März als nahe Erfüllung, da er im Hinblick auf Italien schreibt: «Ich will noch einen Trunk tun aus diesem goldenen Zauberbecher!» (S. 134.) Auf der vorhergehenden Seite findet sich ein Gedicht, also anhebend:

«Hervor mein Stab und Wanderhut,
Es wird noch alles, alles gut.
O nimm, du heißgeliebter Süden,
Den Fremdling auf, den Wandermüden! . .»

Dazu die Anmerkung: am 23. März 1847, «am Jahrestag meines Einzugs in Italien, bei Como». Will man nicht annehmen, der Dichter habe das Präsens historicum angewandt, was unwahrscheinlich ist, so ist dieses «bei Como» der Ort, wo das Gedicht am 23. März 1847 entstanden, dem bald darauf der offenbar in raschem Zuge hingeworfene Aufsatz aus Mailand gefolgt sein dürfte. Wann etwa ist der Beginn dieser Reise zu setzen? Nach dem 27. Febr. Wann war sie beendigt? Jedenfalls am 28. März, als das Schreiben an die Universitätskuratel aus Berlin abging. Sollte die knappe Monatsfahrt Raum zu einem neuen Besuch Roms gelassen haben? Schwerlich. Eher möchte man mutmaßen, daß er die Frühjahrsreise lediglich zu dem Zwecke unternommen habe, um in der heitern Luft des Südens

über seinen demnächstigen Lebensplan jene Klarheit zu gewinnen, welche die Niederlegung seiner Professur ausspricht. In diesem Falle bedeutete der Satz: «Ich will noch einen Trunk tun aus diesem goldenen Zauberbecher —» einen Vorsatz. Wirklich ist er ja nach Erledigung seiner Berliner Arbeiten auf dem schnellsten Wege nach Rom aufgebrochen.

Zweifel an der Identität des Verfassers mit seinem berühmten Namensvetter, einen Moment aufsteigend, verschwinden unter dem Eindruck des übrigen Inhaltes je länger je mehr. Es wird in dem Aufsatze einmal Köln genannt und in Klammer hinzugefügt: «Ich spreche vom Jahre 1843» — also demjenigen, da Burckhardt nach Vollendung seiner Studien wieder an den Niederrhein und über Holland nach Paris ging. Ein Beweis für die fragliche Autorschaft ist das noch nicht. Diese ergibt sich vielmehr aus dem ganzen Charakter der Arbeit, namentlich aus ihrem Cicerone-Charakter, der erst in dem gleichnamigen Werk triumphieren sollte, nicht ohne lange vorher zu präludieren. Dergleichen vernimmt man schon in den reizvollen Schilderungen seiner ersten italienischen Reisen, während das eigentliche Vorspiel sein belgischer Reiseführer ist. Aber auch der Aufsatz «Die königliche Bibliothek in Paris» würde für sein Cicerone-Talent sprechen, im Sinne seiner vielseitigen, um nicht zu sagen allseitigen Gelehrtennatur. Daß über diese Gelehrtennatur hinaus ein Weltkind in ihm steckte, ein helläugiger Beobachter von Dingen, die andern Gelehrten oft zu banal erscheinen — wer möchte es leugnen? Nimmt man zu seines Herzens Magnetrichtung, wobei ein wahrer Reisevirtuos ultra montes sich entwickeln mußte,

seinen angeborenen eleganten und geistvollen Lehrtrieb, so könnte man unter den damaligen Doktoren wahrscheinlich kaum einen finden, dem diese «Italienischen Erfahrungen» so zuzutrauen wären als Jakob Burckhardt. Wenn auch nicht direkt zum Kunstgenuß hinleitend, wollen sie doch die glücklichen Voraussetzungen dazu schaffen helfen: ein verständiges, den Geldbeutel schonendes und die Galle vor dem Überlaufen schützendes Reisen. Eingestandenermaßen handelt es sich um eine Ergänzung zu den Vorgängern Baedekers, von denen ausdrücklich das «sonst so brauchbare» Handbuch für Reisende in Italien von Ernst Förster hervorgehoben wird (1840 erschienen, 1846 in 3. Auflage).

Sah der Italiener jener Zeit weit mehr noch als später in dem Fremden einen Naiven, den ein geriebener Geschäftsmann mit Vergnügen übers Ohr haut, so dreht der Verfasser den Spieß um, indem er der Naivität solcher Einschätzung durch rechtschaffene Preisangebote zu begegnen rät. Anlaß dazu gibt z. B. die «Wandel-Skala» der Dampfergesellschaften, darunter «eine ganz besonders hohe für Russi und Milordi», einzig «auf die Trägheit und Feigheit der meisten Reisenden» berechnet, «die sich, sobald sie einmal im Süden sind, nach einem schönen französischen Sprichworte, lieber die Wolle vom Rücken fressen lassen, als geläufig Italienisch sprechen lernen . . . » Man beachte das «se laisser manger la laine sur le dos» statt unseres nicht minder bildkräftigen «sich das Fell über die Ohren ziehen lassen» — verrät es nicht den Schweizer — den Basler — Burckhardt? Man beachte namentlich den am Schlusse des zweiten Teiles

wiederholten Rat, die «so leichte und angenehme Landessprache» zu erlernen — ist er nicht burckhardtisch ganz und gar?

Seinen Beobachtungen, Winken, Ratschlägen liegt eine ethische Gesinnung zu Grunde, die weit entfernt ist, Kleines groß zu nehmen, und auch weltmännischer Klugheit nicht ermangelt, dagegen «einem qualifizierten Betruge gegenüber Zartgefühl schlecht am Platze» findet. Wie ein Kapitel aus einer italienischen Kulturgeschichte von Anno dazumal, dem man als Motto das Burckhardt-Verslein geben möchte:

«Paßgeschichten, schlechtes Wasser, Wanzen in den Betten, ja —
Niemand weiß, wie schön Italien, der nicht all den Jammer sah —»

liest sich der Aufsatz voll individueller Eindrücke und Erfahrungen. Nur ein paar charakteristische Beispiele. Privatspekulationen des Königs seien die beiden Eisenbahnen von Neapel nach Capua und Nola, deren Benutzung von dem Vorzeigen eines Passes befreie, während sie außerdem einer schnellen Truppenanhäufung in der Hauptstadt dienten. Darauf folgt eine Bemerkung, ich möchte sagen völlig in Burckhardts Historikerstil: «Ganz lächerlich aber ist es, dabei auch noch eine Tendenz zum Fortschritt wittern zu wollen, — ein Kompliment, das man in Neapel selbst am aufrichtigsten ablehnt.» Wie nach Kinkel der junge Burckhardt alles wußte, «er weiß, wo am Comersee die süßesten Trauben reifen» usw.; wie der alte Burckhardt in den «Briefen an einen Architekten» sich aus London

nach den Aussichten der Kornernte, nach dem Stand der Reben erkundigte, so meinte der Burckhardt der «Italienischen Erfahrungen», daß «Pferde und Futter vielleicht in ganz Europa nirgends wohlfeiler sind als im südlichen Teile des Kirchenstaates». Auch sein Ausdruck ist oft höchst charakteristisch, z. B. wenn er von «einer mit Monopol belehnten Gesellschaft» redet, wie denn auch gern gebrauchte Wörter, z. B. «Quote» nicht fehlen. Am charakteristischsten ist seine Liebe für die Italiener, trotz aller an ihnen geübten Kritik, und zwar die subjektive Schattierung, worin das in der Kunstwelt verbreitete Gefühl bei ihm sich äußert. Bei dem Ästhetiker Vischer hielt es sich in einem gewissen väterlichen Abstand, indem er die Italiener als «liebenswürdige Spitzbuben», als «Kinder, enfants terribles» ansah, oft entzückt, mitunter geärgert; — einmal («Briefe aus Italien», 1840) schlug er einem Tierschinder sogar mit der Faust «auf's Maul». Eines solchen Temperamentausbruchs wäre Jakob Burckhardt, obwohl ihm Mitleid mit der mißhandelten Kreatur keineswegs fremd war, unfähig gewesen. Da er einer ähnlichen Rohheit begegnete, fügt er der Erzählung hinzu: «Ich hatte einen Italiener im Grimme gesehen, und denke noch jetzt mit Schaudern daran». (Markwart, S. 250.) Was unsern Artikelschreiber betrifft, so spielt bei ihm gleichfalls das Interesse «für Menschen- und für Völker-Charaktere» die Hauptrolle, indes er in allen Lagen dem Fremden «Besinnung» empfiehlt. «Stehen nun», schrieb er, «die Italiener wegen dieser durchgehenden Unloyalität gegen die Fremden moralisch niedriger als andere Nationen? Der Reisende

halte nur die Augen offen, und er wird bei einigem guten Willen bald inne werden, durch welche herrlichen Vorzüge jene Übelstände mehr als aufgewogen werden».

In diesem Sinne umfaßt sein Gefühl das ganze Volk in ähnlicher Weise wie Wilh. von Humboldt, dessen Aufsatz «Über Goethes zweiten römischen Aufenthalt» darum zu seinen besten gehört, weil er Herz und Intellekt zugleich hineingelegt hat. «Vor allem aber», heißt es darin, «darf man in Rom nicht Italien vergessen». Er weist auf seine unvergleichliche, in allen Teilen der Halbinsel entstandene Kultur hin, und wenn er auch hauptsächlich die geistige im Auge hat, während der Artikelschreiber an jener Stelle wohl an die soziale denkt, vergißt doch auch Humboldt, so wenig wie dieser, die Schönheit der italienischen Sprache nicht. Indessen konzentriert sich, wie bei Goethe und Humboldt, in unserm Aufsatze die Liebe für Italien zu einer Liebe für Rom. Ihm ist der ganze dritte Teil gewidmet. Der Verfasser erscheint darin als ein Rhadamanth, dem bei jeder Rüge ein Lächeln des Wohlwollens um die Lippen schwebt. Dieser Richter erteilt sich sogar einen Ordnungsruf: «Doch ich höre Sie schon Goethes schönen Vers zitieren: Nicolai reiset noch immer usw.». Daß das Xenion aus dem Musenalmanach für 1797 von den modernen Chorizonten Schiller zugewiesen wird, konnte er nicht wissen.

Zum Schlusse sagt er: «Wie aufrichtig stimmt man (wenigstens vom malerisch-poetischen Standpunkte) ein in den Wunsch W. von Humboldt's, daß ein gütiges Geschick Rom seine abgelegene

Zerfallenheit bewahren möge!» Vermutlich denkt er an das berühmte Wort aus einem Brief an Goethe, eingeflochten mit der Angabe, daß es von einem geistvollen Freunde stammte, in dessen «Winckelmann»: «Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr wert ist, als dies ganze Geschlecht». Auf die Humanistenverwandtschaft Burckhardt's mit W. von Humboldt ist schon von verschiedenen Autoren aufmerksam gemacht worden. Nicht erst aus diesem Aufsatze ersieht man, daß er bei seiner Vorliebe für einen klangvollen Schluß die Coda dem Philosophen von Tegel überläßt. Zehn Jahre später schloß er den Zürcher Vortrag «Der Zustand Roms unter Gregor dem Großen» mit einem Zitat aus Humboldt's Gedicht «Rom», das sein Bruder Alexander im ersten Bande der «Gesammelten Werke» (1841) wieder ans Licht gezogen hat.

ITALIENISCHE ERFAHRUNGEN. [1])

Mailand, Ende März.

I.

Im Begriffe, Italien nach einem zweiten längeren Aufenthalte zu verlassen, möchte ich gern Ihrem weitverbreiteten Blatte einige praktische Reise-Resultate anvertrauen, welche man als eine Ergänzung dessen, was Reisehandbücher zu enthalten pflegen, betrachten möge.

In den Kommunikationsmitteln sind fast durch ganz Italien große Veränderungen (und zwar durchaus nicht lauter Verbesserungen) vor sich gegangen. Die Dampfschiffe des Mittelmeeres haben sich so vermehrt, daß wenigstens in der guten Jahreszeit fast jeden anderen Tag eine Abreise aus den Haupthäfen Genua, Livorno, Civitavecchia und Neapel stattfindet, oft auch mehrere Tage hintereinander, ja, bisweilen mehrere Abfahrten an demselben Tage. Da die Boote verschiedenen Staaten und Gesellschaften angehören, so hat der Reisende einen Vorteil, den er nur nicht immer benutzt, wie er sollte; er kann nämlich von den Wucherpreisen, welche je nach Umständen gefordert werden, ein gutes Teil herunterdingen, und E. Förster hat Unrecht gehabt, in seinem sonst so brauchbaren Handbuche den Reisenden nicht hierauf mit allem Nachdruck hinzuweisen. Wer bloß nördlich von den Alpen gereist ist, und sei es auch der größte

[1]) Kölnische Zeitung No. 92 u. 93 vom 2. u. 3. April 1847.

Menschenkenner, er wird es nicht verraten, ja kaum glauben, daß man jenen feinen Herren in schwarzem Frack und mit Glacé-Handschuhen, welche in den Dampf-Bureaux von Genua die Billets ausgeben, so ganz ungescheut einen Rabatt von 50 Prozent vorschlagen dürfe. Ihrem Korrespondenten war die Sache schon etwas bekannt, aber er war noch schüchtern und begnügte sich, von den geforderten 35 Francs für die Überfahrt nach Livorno bloß 25 auf den Tisch zu legen; auf dem Dampfschiffe selber erfuhr er dann, daß Andere nur 20, ja, nur 17 Francs für denselben (zweiten) Platz bezahlt hatten; dafür waren auch Leute da, welche 35 Francs und darüber sich hatten abpressen lassen. (Später einmal holte er sich das Verlorene wieder ein, indem er für 15 Fr. von Neapel nach Civitavecchia fuhr, nachdem man von ihm vergebens 40 Fr. gefordert.) An gedruckte Fahrtaxen kehre man sich vollends nicht; es liegen in allen vier Stationen mehrere ganz willkürliche Listen vor, welche apart auf die Gimpel berechnet sind, die sich fangen lassen, und zwar findet sich eine ganz besonders hohe für Russi und Milordi, wiewohl letztere bereits etwas gewitzigt sind und sich lange nicht mehr so generös machen wie vor zwei Jahrzehnten. Man gehe also nur ganz getrost in die Prellhöhlen der Dampfboot-Verwaltungen hinein und biete für einen zweiten Platz von Genua nach Livorno statt 35 Fr. 20 bis 25, von Livorno nach Civitavecchia statt 40 Fr. 20 bis 25, von da nach Neapel statt 45 Fr. höchstens 27 Fr. — und man wird in wenigen Fällen ein absolutes Fehlgebot tun, ohne doch zu wenig zu bieten. Will man

aber die ganze Fahrt auf Einem und demselben Schiffe machen, so ist der Rabatt noch viel größer, und man kann z. B. bei bedeutender Konkurrenz für 60 Fr. sogar einen ersten Platz von Neapel bis Genua bekommen. Nur die französischen Dampfer, welche im Durchschnitt die besten sind, haben etwas, das festen Preisen ähnlich sieht; alle übrigen dagegen finden ihren Vorteil weit besser bei der eben beschriebenen Wandel-Skala, wobei sie sehr richtig auf die Trägheit und Feigheit der meisten Reisenden rechnen, die sich, sobald sie einmal im Süden sind, nach einem schönen französischen Sprichworte, lieber die Wolle vom Rücken fressen lassen, als geläufig Italienisch sprechen lernen und sich einer Unterhandlung aussetzen.

Die Posteinrichtungen haben sich in den letzten Jahren sehr vermehrt, besonders in Ober-Italien, wo man gegenwärtig zu festen, aber nicht eben niedrigen Preisen täglich zwei, drei Mal von Stadt zu Stadt fahren kann. Leider sind es fast lauter Privat-Unternehmungen, auf welche der gewöhnliche Reisende angewiesen ist, indem die Staats-Diligencen noch immer auf ihren enormen Fahrtaxen beharren. Diese Privat-Unternehmungen, die sich bald «Omnibus», bald «Diligencen» nennen, leiden natürlich an all den Übelständen, welche z. B. die kleineren Post-Entreprisen in Frankreich bezeichnen, als da sind: Willkür aller Art, allzuschmale Wagen, Mangel jeglicher Garantie für Plätze und Gepäck und außerdem Bettelei der Kondukteure und Postillone. (Letztere nehmen sich es z. B. heraus, um Mitternacht mit Lichtern an den Wagenschlag zu kommen und die sanft schlummernden Reisenden

durch plötzliche Blendung zu wecken, ohne daß der Kondukteur sich drein legt.) Indeß wird der Reisende doch im Ganzen dem Himmel dafür danken, des Verkehrs mit den ober-italienischen, zumal mailändischen und piemontesischen, Vetturinen überhoben zu sein, welche bis in die letzten Jahre das lästige Monopol ausübten, während sie gegenwärtig die Preise und Bedingungen der Omnibus berücksichtigen müssen. Am besten und billigsten fährt man noch immer in Toskana, wo Omnibus und Vetturine schon seit langer Zeit eine Art von festem System beobachten, und man beklagt nur die engen Grenzen des Landes, welche diesen Vorzügen Schranken setzen, ehe man sie recht genossen hat. Weit übler ist der Reisende daran im Kirchenstaate und im Königreich Neapel, wo noch politische Besorgnisse der allzugroßen Erleichterung des Reisens in den Weg treten, und wo man ganz richtig berechnet, daß die Verteuerung nicht dem Nordländer, wohl aber dem Italiener das Reisen verleiden kann. Die Diligencen, ob sie nun dem Staate oder einer mit Monopol belehnten Gesellschaft angehören, sind ganz außerordentlich teuer, obschon Pferde und Futter vielleicht in ganz Europa nirgends wohlfeiler sind als im südlichen Teile des Kirchenstaates. So bezahlt man z. B. für die Reise von Rom nach Neapel, die ein guter Fußgänger im Winter bequem binnen vier Tagen macht nicht weniger als 58 Franken und fährt statt der normalen vierundzwanzig Stunden volle dreißig Stunden in den elendesten Wagen, welche auch dem beharrlichsten Postschläfer jedes Einnicken unmöglich machen. Die Privat-Gesell-

schaft, welcher diese so genannte Diligence gehört, wäre auch wohl töricht, besser und billiger zu fahren, da ihr Protektion und Monopol gesichert sind; die Staatspost fährt zwar in zweiundzwanzig Stunden, aber für 80 Franken und ist somit keine gefährliche Konkurrenz; ein Omnibus-Kurs wird nicht gestattet, und es bleiben somit nur noch die Vetturine übrig, welche sich mindestens 40 50 Franken (Abendessen und Nachtlager einbegriffen) bezahlen lassen und dabei, weil sie nirgends Pferde wechseln dürfen, meist vier Tage unterwegs bleiben, so daß der Reisende mit allen Nebenausgaben reichlich die Kosten der Postreise einholt und dritthalb Tage einbüßt. Von Rom nach Norden zu ist man vollends auf die Vetturine angewiesen, da hier nicht einmal Diligencen, sondern nur die Staatsposten vorhanden sind, welche letztere sich für die zweiundzwanzig Meilen von Rom nach Perugia 63 Franken bezahlen lassen. Die Reise zur See kommt zwar bedeutend billiger zu stehen, aber nicht für Jeden, und raubt überdies dem Reisenden den Anblick der schönsten Gegenden Italiens, wobei noch die unglückliche Entfernung Roms von seinem Hafen Civitavecchia (fünfzehn Stunden) gar sehr in Betracht kommt. Man muß gestehen, daß die plötzliche Einführung der Eisenbahnen in diese Gegenden einen gar zu starken Kontrast mit dem bisherigen Zustande bilden wird. Die bis jetzt in den Gegenden von Neapel vorhandenen drei Eisenbahnen nach Capua, Nola und Nocera sind vor der Hand reine Lokalbahnen, die zwei erst genannten sogar bloße Privat-Spekulationen des Königs, weshalb denn auch jeder, welcher mit gewöhnlichen

Wagen nach Capua oder Nola fährt, *einen Paß vorzeigen muß,* während der auf den Königlichen Eisenbahnen Reisende dessen nicht bedarf. Außerdem reizte noch eine andere Rücksicht die neapolitanische Regierung zum Baue, nämlich die Möglichkeit schneller Truppenanhäufung in der Hauptstadt; ganz lächerlich aber ist es, dabei auch noch eine Tendenz zum Fortschritt wittern zu wollen, — ein Kompliment, das man in Neapel selbst am aufrichtigsten ablehnt.

Nichts setzt den Nordländer anfangs in größeres Erstaunen, als die Geduld, womit der reisende Italiener all die zahllosen Mißbräuche, die sich täglich und stündlich wiederholen, hinnimmt. Fürs Erste zahlt er eben so viel und noch mehr als der Fremde und ergibt sich oft in die höchsten Wucherpreise, ohne weitere Anstrengungen dagegen zu machen. Sodann erpreßt ihm der jämmerlichste Wagen, der unverschämteste Kondukteur, die bösartigste Maut- und Paßwirtschaft keinen Laut des Mißmutes; der bettelnde Postillon wird, auch wenn man ihm nichts gibt, doch keineswegs mit Härte abgewiesen. Allmählich findet auch der Fremde seinen Vorteil bei diesem Benehmen und läßt allen unnützen moralischen Feuereifer bei Seite, weil er sieht, daß damit durchaus keine Besserung oder Beschämung, wohl aber heimliches Hohngelächter veranlaßt wird. Es ist z. B. ganz unnütz, einen lombardischen Kondukteur, welcher müde Pferde vorspannen läßt und hinter dem Rücken seiner Unternehmer täglich die Pferdetaxe von ganzen Stationen in die Tasche steckt, mit sittlichem Protest zu Schanden machen zu wollen — man bessert damit

nichts und macht sich den Mann zum Feinde für den Rest der Reise; wohl aber mag ein Tourist, der nicht nur an sich, sondern auch an künftige Reisende denkt, dem Spitzbuben bei der Ankunft, wo das Trinkgeld-Betteln beginnt, ein Wort in Gegenwart der Mitreisenden sagen, damit derselbe an der Verweigerung der Trinkgelder die schuldige Strafe zu spüren habe. Eine schriftliche Klage bei der Verwaltung hilft nicht viel, denn diese weiß oder ahnt die Sache meist schon lange, ohne abhelfen zu können. Auch mit dem Vetturin muß man bei aller inneren Unzufriedenheit, und wäre sie auch noch so berechtigt, bis zur letzten Stunde gut stehen, und wer ihm dann seine Mißbilligung zu erkennen geben will, der tue es durch Schmälerung (nicht Entziehung!) des Trinkgeldes und durch möglichst wenige, aber bestimmte Worte, denn eine lange Strafrede und ein großes Trinkgeld erregen nur Gelächter. Vor allem aber hüte man sich vor ungerechten Ansprüchen auf nordische Bedienung und nordischen Komfort, und schlage auch bei gerechten Beschwerden, z. B. wenn das dem Vetturin einbedungene Nachtessen allzu dürftig, die Bettüberzüge schmutzig sind, nicht den Weg des Schimpfens, sondern den der Unterhandlung ein, womit man am sichersten zum Ziele gelangt. Man sei nur allezeit mit Besinnung und gutem Mute gerüstet — und bald wird sich der anständige Kampf gegen Schlauheit und Ueberlistung in einen geheimen Reiz verwandeln, wenn sich der Reisende nur überhaupt für Menschen- und für Völker-Charaktere interessirt. — Stehen nun die Italiener wegen dieser durchgehenden Unloyalität

gegen die Fremden moralisch niedriger als andere Nationen? Der Reisende halte nur die Augen offen, und er wird bei einigem guten Willen bald inne werden, durch welche herrliche Vorzüge jene Uebelstände mehr als aufgewogen werden.

II.

Eine der lästigsten Plagen, womit Italien den Reisenden heimsucht, ist unleugbar das *Paßwesen*. Wer ein Jahr lang im Süden reist und sich bald da, bald dort aufhält, mag sich auf eine Paßausgabe von 100 Franken und einen Zeitverlust von mehr als einer Woche (Alles zusammen gerechnet) gefaßt machen. In Sardinien und Neapel wird die Sache wesentlich als Finanzquelle betrieben, und deßhalb sind dort die Taxen am höchsten; so kostet die Abreise von Genua nach Civitavecchia oder Neapel zehn Franken und darüber. Die Polizei-Visa's allein machen übrigens kaum ein Dritteil dieser Ausgabe aus; weit das meiste tun die Visa's der Konsulate, sowohl des Heimatlandes als auch desjenigen Staates, nach welchem man zu reisen gedenkt. Am gröbsten treibt es wohl der sardinische Konsul in Mailand, welcher allen über Mailand nach Genua reisenden Ausländern, auch wenn ihr Paß schon zu Hause das regelrechteste Visa einer sardinischen Gesandtschaft empfangen hat, sein Zwangs-Visa zu *vier Franken* aufdrängt. Noch ärgerlicher, wenn auch geringer, ist die Taxe der meisten *deutschen* Konsuln in Italien, welche von der Verfügung der italienischen Polizeien, daß der Fremde auch das Visa des Konsulates seines Heimatlandes bedürfe, den möglichst ausgedehnten Gebrauch machen und sich regelmäßig

zwei bis drei Franken bezahlen lassen; einige ehrenvolle Ausnahmen machen die Regel nur um so fühlbarer. Die römischen und toskanischen Polizei-, Gesandtschafts- und Konsulats-Visa's sind meist bedeutend geringer taxiert, und man nimmt es damit weniger streng. Wer es wagen will und das Land kennt, kann sich auch in Italien manchem Visa ganz entziehen, wobei er vielleicht fünf Mal durchkommt, aber das sechste Mal schlimmer anfährt, als in irgend einem andern Lande. — Zu den eigentlichen Paßausgaben kommt nun noch das Trinkgeld für die Platzbedienten, welche dem Fremden das persönliche Erscheinen auf der Polizei ersparen, ihn aber auch oft halbe Tage lang (hier und da im Einverständnisse [1]) mit dem Gastwirt) auf seinen Paß warten lassen. — Bekanntlich macht sich Oesterreich einen Stolz daraus, alle Visa's gratis zu geben; wer aber gegenwärtig in der Lombardei reist, wird sich oft nach dem Paßwesen des Kirchenstaates zurück sehnen, indem jene Liberalität in praxi eben so teuer und viel lästiger ist. Vor Allem muß der Reisende sich gegenwärtig in Mailand und in Venedig meist persönlich auf der Polizei einstellen, wo er je nach Laune von dem Herrn Ober-Kommissar nach Reisezwecken, Empfehlungen, Bekanntschaften u. s. w. ausgefragt wird, — Dinge, die der römischen Polizei nicht einfallen. Sodann wird in den Provinzialstädten, auch wenn man daselbst nur die Nacht zubringt, der Paß nicht wie in andern ängst-

[1]) Ihr Korrespondent hat mehrmals den schon von der Polizei zurück gebrachten, jedoch ihm absichtlich vorenthaltenen Paß durch ruhige, aber bestimmte Drohungen plötzlich herbei beschworen.

lichen Staaten am Tore visiert und sogleich zurückgegeben, sondern auf die Polizei gebracht, woselbst ihn dann der Reisende Nachts gegen elf Uhr in Person oder durch den Platzbedienten zurück nehmen kann. (Dieses ist in meiner Gegenwart am Tore von Verona einigen Reisenden begegnet, welche nicht einmal die Nacht über bleiben, sondern nach zwei Stunden weiter fahren wollten.) Bisweilen aber wird man auch genötigt, einen halben Tag länger in der betreffenden Stadt zu bleiben, weil die Polizei des Abends hermetisch geschlossen ist, — eine durchaus zwecklose Plackerei. Wo sich in andern italienischen Landen dergleichen Absichten bei einem Paßbeamten vermuten lassen, da kann der Reisende durch ein mäßiges Trinkgeld seinem Unglücke leicht vorbeugen; in der Lombardei dagegen pikiert man sich seit einiger Zeit, unbestechlich zu sein, zum Jammer aller friedliebenden und ungefährlichen Reisenden; allerdings wer $1^1/_2$ bis 2 Zwanziger spendieren will, erhält seinen Paß auch noch um Mitternacht. Wenn man nun erwägt, daß diese nutzlose Schikane jeden Abend wiederkehrt, wenn man den Zeitverlust, das Warten, das Hin- und Herschicken des Lohnbedienten usw. berechnet, so wird man unbedingt dem Paßwesen anderer italienischer Staaten, trotz der hohen Taxen, den Vorzug geben. Ihr Korrespondent hat von Rom aus den Weg über Viterbo, Montefiascone, Orvieto und Perugia nach der toskanischen Grenze genommen und sich überall aufgehalten, — und das einzige Visa, das er auf dieser Reise erhielt, wurde ihm in Perugia, am Stadttore, ohne alle Säumnis und ohne Kosten ertheilt, während sein Paß zwischen

Venedig und Mailand durch die Hände von vier Polizeien und eben so vielen Lohnbedienten wanderte, obschon er direkt nach Mailand visiert war. Das Urteil der Fremden über solche Maßregeln kann der Verwaltung höchst gleichgültig sein; man irrt aber, wenn man glaubt, die Lombarden empfänden es nicht, daß man sie als verdächtig und gefährlich behandelt, sobald sie die Nase aus dem Stadttore strecken. Mit solchen Kleinigkeiten vereitelt man gerade im Mittelstande die guten Wirkungen einer in so vielen Dingen bewundernswerten Administration, für welche der Lombarde überdies möglichst wenige Dankbarkeit empfindet.[1]) Bei diesem Anlasse muß noch vor einem abscheulichen Kniffe mehrerer italienischer Polizeien gewarnt werden, welche mit gewissen Gastwirten einverstanden sind und diesen geradezu eine Quote der am Tore oder im Hafen abgelieferten Päße verabfolgen, um die Reisenden zu nötigen, in diesem oder jenem Gasthofe abzusteigen. So steht z. B. die Polizei von Civitavecchia im Kartell mit dem Besitzer des Hotel Orlandi, des größten Prellkastens von Italien; wer sich daselbst nicht will plündern lassen, muß entweder durch einen sehr nachdrücklichen Privatbesuch bei Herrn Orlandi seinen Paß ertrotzen (wie Schreiber dieses getan hat) oder sich stellen, als wollte er in dem Gasthofe bleiben und dann, sobald der Paß von der Polizei zurück gebracht ist, sich gehorsamst empfehlen. Einem qualifizierten Betruge

---

[1]) Allerdings sind seit einigen Monaten die Polizei-Vorschriften etwas verschärft, und zwar, wie man behauptet, wegen des Amnestie-Jubels im Kirchenstaate!

gegenüber wäre Zartgefühl schlecht am Platze, zumal in einem Lande, wo die Beschwerde bei höheren Behörden gar nicht oder erst nach Wochen helfen würde; doch soll damit gar nicht gesagt sein, daß der Fremde nicht außerdem noch zu schriftlicher Klage verpflichtet sei, denn ein Dutzend energischer Protestationen von Fremden der verschiedensten Länder würde bei der oberen Behörde in Rom gewiß wirken und durchschlagen. Auch in Livorno soll hier und da Ähnliches vorkommen, wie denn überhaupt die dortige Hafen-Polizei noch nicht über das Gesindel Meister geworden ist, welches Ankommende und Abreisende sich steuerpflichtig macht. Mann hat z. B. gut die Taxe des Nachens vom Dampfboot bis zur Landungsstelle auf einen halben Franken setzen — das Gesindel läßt sich fortwährend das doppelte bezahlen, ja, von solchen, welche im Reisen nicht geübt oder auf kein Sparen bedacht sind, das Vier- bis Sechsfache. Nimmt man die Unverschämtheit der Gepäckträger und die Konkurrenz der Gasthofsmäkler hinzu, so wird das Landen im Hafen von Livorno zu einem der widerlichsten Ereignisse einer italienischen Reise, wogegen selbst das Landen in Köln noch eine ganz angenehme Sache ist. (Ich spreche vom Jahre 1843; vielleicht hat sich der Kölner Landungsplatz seitdem gebessert.) Das Rätlichste ist in Livorno wie überall, den ersten Anlauf der landungsbegierigen Reisenden vorüber gehen zu lassen und dann mit Ruhe und Überlegung und unter beständigem Accordieren das Aussteigen zu bewerkstelligen.

Die *Grenz-Mauten* sind in ganz Italien mit Ausnahme der Lombardei sehr mild, sobald der Rei-

sende nicht geflissentlich Aufsehen erregt; ein kleines Trinkgeld genügt in der Regel, um selbst die oberflächlichste Oeffnung des Koffers abzuwenden; nur in Oesterreich wird es damit genauer genommen, obschon man auch hier mit Douceurs viel machen kann, zumal in kleineren, abgelegenen Grenzämtern. Städtische Mauten wollen vollends nicht viel besagen, und man läßt z. B. im Kirchenstaate ganze Wagen voll Reisender für einen Gesamt-Tribut von zwei Paul (neun Sgr.) getrost weiter fahren.

Endlich muß noch auf einen Irrtum aufmerksam gemacht werden, welchen viele Reisende teuer bezahlt haben, daß man nämlich in Italien eben so wie im Norden sich den Gasthöfen ersten Ranges anvertrauen könne. Die ersten Gasthöfe in den italienischen Hauptstädten, wo man allerdings beinahe so gut bedient ist, wie in den besten Hotels von Frankfurt, sind zweimal, dreimal teurer als diese, und wer sich nicht vor jeder Berührung mit italienischer Lebensweise und Küche scheut (solche Leute sollten überhaupt nicht reisen), tut bei weitem besser, in Gasthöfe zweiten Ranges zu gehen, wo er ungescheut accordiren kann. Es ist nämlich in ganz Italien rätlich, wenigstens sich über den Preis des Zimmers und der Wirtstafel zu verständigen, wenn man nicht ohne Not zwei bis drei Franken täglich wegwerfen will.

Vor allen Dingen ist sämtlichen Reisenden die Erlernung der so leichten und angenehmen Landessprache nicht genug anzuraten; wer sich dazu nicht bequemt, soll nur gar nicht wähnen, Italien genossen zu haben. Kunst, Natur und Altertum mögen ihm den reichsten Genuß gewähren,

aber über Allem steht eben doch der Verkehr mit dem hochbegabten, anmutigen Volke dessen Umgang und Gespräch schon an und für sich eine edle, freie Kunst ist. Sodann wäre es wohl an der Zeit, jene feige Nachgiebigkeit aufzugeben, welche sich bei offenen Augen und gesunden Sinnen prellen und plündern läßt, ohne sich irgendwie zu verteidigen. Man verdirbt damit allen späteren Reisenden fortwährend das Spiel und wird von dem Italiener durchaus nicht für generös, sondern im Gegenteile für recht dumm gehalten.

III.

Wohl keine Residenz der gebildeten Welt hat übrigens eine mildere Stadtpolizei, als Rom — das fühlt der Fremde im Guten wie im Schlimmen vom ersten Tage an. Vor Allem versteht es sich, daß das Tabakrauchen im weitesten Sinne und an allen Orten gestattet ist und daß man auch vor den Schildwachen mit brennender Zigarre vorüber geht; ist es doch nicht unerhört, die Wachen selbst unterm Gewehr rauchen zu sehen! Ueberhaupt zeigt sich das für Rom so bezeichnende «Gehenlassen» schon beim Militär auf eine Weise, die man bei dem guten, soldatischen Aussehen einzelner Corps nicht erwarten sollte. Wenn man ein Gebäude, Denkmal u. dgl. abzeichnet oder auch nur lange ansieht, so findet sich wohl die nahestehende Schildwache traulich ein, um ein Gespräch anzuknüpfen. Am Tore der Dogana, mitten in Rom, sieht man wohl auch eine Schildwache unterm Gewehr die herauskommenden Fremden, wenngleich nur mit stummer Geberde, anbetteln, denn sie weiß, daß

der Fremde in tausend Fällen zu gutherzig ist, um deßhalb Lärm zu schlagen, und daß selbst mürrische alte Militärs aus dem Auslande sich nicht gern an einen römischen Hauptmann etc. wenden mögen, um «den Kerl ins Loch werfen zu lassen», der sie angebettelt hat. (Ich kenne einen alten hannöver'schen Kapitän, welcher in Capua die herzerschütternde Erfahrung machen mußte, von einem neapolitanischen Kriegsmanne *desselben Ranges* um ein Trinkgeld angesprochen zu werden, und solche Begebenheiten machen behutsam.)

Es gibt eine große nordische Hauptstadt, wo das Singen auf den Straßen schwer verpönt ist und wo auch das ordentlichste Quartett seinen Sang und Klang bei sich behalten muß, weil sonst jeder betrunkene Handwerksbursche die Straßen mit seinem Geschrei zu füllen das Recht hätte. In Rom läßt man gewähren; guter und schlechter Gesang genießen die gleiche Toleranz von oben; allein der letztere fürchtet die Kritik der Nachbarn und belästigt nur wenig; obschon der Römer meist höflich genug ist, um auch ihn ohne Murren zu dulden. Schon weit fataler ist, die hier übliche Gewohnheit, selbst am hellen Tage allerlei Flüßigkeiten aus den Fenstern auf die Straße zu schütten. Nach Sonnenuntergang wagt man dieses auch in den Hauptstraßen, später selbst im Korso, was um so mehr zu bedauern ist, da jene Flüßigkeiten um diese Zeit einen oft sehr kenntlichen Charakter annehmen. Ob gerade Jemand unten vorbeigeht oder nicht, darauf wird wenig geachtet, und es ist deßhalb rätlich, bei Nacht in breiten Straßen die Mitte zu suchen (medio tutissimus ibis), in schmalen

aber sich hart an die Mauer zu halten. Ist man aber getroffen, so lasse man nichts merken, gehe nach Hause und trockne sich; die Polizei aber lasse man in Ruhe, denn sie kann wenig Satisfaktion verschaffen. Einer ähnlichen Gattung von Uebelständen gehört das hiesige System der Dachrinnen an. Dieselben fließen nämlich nicht durch lange Blechkanäle auf den Boden ab, sondern sie speien ihr Wasser überall (auch im Korso) durch so genannte Kanonen oder Drachen hoch auf die Straße herunter, was bei den furchtbaren Platzregen, welchen Rom unterworfen ist, eine Reihe von einigen Hundert Wasserfällen ausmacht. Besonders die Wagen sind hierbei schlimm daran und suchen sich blindlings im Galopp zu retten. Man hat zwar seit langer Zeit die Anfertigung von Blechkanälen befohlen, allein es wird hier so wenig neu gebaut oder renoviert, daß diese Verbesserung sich noch gar keinen Eingang hat verschaffen können. Im Allgemeinen scheinen hier die Straßen eine res nullius; ihnen wird anvertraut, was man im Hause nicht mehr behalten mag. Um die Anfüllung mit Schutt, Morast u.s.w. zu verhindern, hat zwar die Polizei eine bedeutende Anzahl von Nebengassen und Gäßchen förmlich zu eigentlichen Mistwinkeln (immondezzaj) erklärt, allein wie Wenige geben sich die Mühe, den Abgang bis zum nächsten immondezzajo zu tragen! Wenn man Alles geradezu auf die Straße wirft, so schadet es ja auch nichts, und kein Mensch nimmt Notiz davon. Zur Seltenheit werden zwar die meisten Straßen gekehrt, einige sogar regelmäßig, aber keine genugsam. Dabei ist das Pflaster meist schön und ziemlich neu, wenn

auch an den bergan laufenden Straßen um der Pferde willen nicht zweckmäßig. — Die Guirlanden von Wäsche, welche in den italienischen Städten überall auffallen, gehen auch hier im Zickzack über die Gassen hin und her, und Niemand nimmt Anstoß daran. Man tröstet sich im Gegenteil beim Anblick der vielen Wäsche über die sonstige Unreinlichkeit Italiens, welche übrigens in Rom durchaus nicht ihren Gipfelpunkt erreicht. Es ist hier trotz des allgemeinen Faulenzens zu viel geheimer Wohlstand, als daß der Schmutz zu einer solchen Oberherrschaft gelangen könnte, wie in den meisten Landstädten. Freilich die Straße bekommt davon nichts zu spüren, und der reichste Hausbesitzer denkt nicht daran, z. B. einen umgefahrenen Prellstein neu aufrichten zu lassen. Es gibt hier Straßen, in welchen man die Spuren der ehemaligen Prellsteine der ganzen Länge nach verfolgen kann, während jetzt die Wagen bis hart an die Mauern hinfahren und den armen Fußgänger mit Zerquetschung bedrohen. Überhaupt läßt man hier die Wagen gehen, so weit die Gasse breit genug ist, und sorgt für die Sicherheit derer zu Fuße nur durch sehr bedeutende Strafansätze für das Überfahren, so daß letzteres doch sehr selten vorkommt. Beim Karneval scheint z. B. der Korso, bei den Funktionen von St. Peter die enge Via tordinona und die Engelsbrücke wahrhaft lebensgefährlich, und jede andere Polizei würde die Wagen über Ponte Sisto und die Lungara schicken; hier fügt man sich darein, und die Unfälle sind so gut als unerhört. Glücklicher Weise ist hier das schnelle Fahren nicht üblich, worin Wien und Neapel sich

auszeichnen; die hohe Geistlichkeit, welche in solchen Dingen den Ton angibt, findet es dem Anstande nicht gemäß, mit so gefährlicher Blitzesschnelle dahin zu rasseln, und die Unebenheit eines großen Teiles von Rom macht es schlechterdings unmöglich. Doch bleibt außerdem noch genug, was einem gewissenhaften deutschen Polizeibeamten einen Stickfluß zuziehen könnte. Das antike Diskuswerfen lebt z. B. in einem auf allen abgelegeneren Straßen gebräuchlichen Spiele fort, welches schon mehr als Einem Fremden Schrecken eingejagt hat. Handgroße, flache, abgerundete Steine werden nämlich fast nach Art unserer Kegelkugeln nach einem bestimmten Ziele hingeschleudert, und wer schnell um eine Straßenecke biegt und mitten in das Spiel hineintritt, kann (wie z. B. Ihr Korrespondent) eine tüchtige Beule davon tragen, wobei es jedoch an Artigkeit und Beileidsbezeugungen nicht zu fehlen pflegt. Das Schlimmste ist nur, daß die kleinen Jungen auf allen Straßen die zu diesem Spiele nötige Vorübung zu gewinnen suchen, so daß dem Wanderer in der Umgegend des Kapitols, im Trastevere etc., beständig Steine um die Ohren schwirren. Auch wird es mit Freuden geduldet, wenn am ersten und zweiten Ostertage Jung und Alt auf den Straßen Knallschwärmer u. a. Feuerwerke losbrennt. Den Böttichern, Schmieden u. a. Gewerken werden das ganze Jahr hindurch große Feuer auf offener Straße gestattet . . . Doch ich höre Sie schon Göthe's schönen Vers recitieren: «Nicolai reiset noch immer» u.s.w., womit mir gleichwohl Unrecht geschähe, in so fern ich auch die Rückseite der Medaille zu würdigen weiß.

Unstreitig beruht der geheime Reiz, womit die ewige Stadt alle Ausländer so fest an sich kettet, zum nicht geringen Teile auf der ungenierten Freiheit des hiesigen Lebens, auf der Abwesenheit aller und jeder polizeilichen Schikane. Der Fremde kann, mit Ausnahme weniger allbekannten Beziehungen, hier tun und lassen, was ihm gefällt. Noch wichtiger und belehrender aber ist der tägliche Anblick eines fast ohne Polizei lebenden Volkes, welches man auch im größten Gedränge so ziemlich sich selbst überläßt und das sich, durch Jahrhunderte lange Gewohnheiten erzogen, fast durchgängig gut und honett benimmt. Wie oft muß sich der Fremde sagen, wenn er in Osterien, auf Plätzen u. s. w. mit der römischen Masse zusammen kommt, daß hier eine Artigkeit und Gesittung herrscht, die man bei unserem niederen Volke und im unteren Mittelstande in Masse nirgends antrifft! Ein Teil dieser Tugend mag angeboren sein, die Hauptsache aber tut das leichte südliche Leben und der Müßiggang. Die tägliche saure Arbeit und die Not des Nordens läßt den Menschen nicht zum gesellschaftlichen Raffinement gelangen, das sich der Südländer leicht erwirbt und bei dieser allgemeinen Polizeifreiheit auf eine wirklich liebenswürdige Weise ausbildet. Die Ausbrüche der Leidenschaft fehlen natürlich auch nicht, aber sie sind weit seltener, als man bei uns zu Lande annimmt, und der Fremde hat von dem römischen Volksleben meist nur die schöne, charakteristisch merkwürdige Außenseite zu genießen. Es ist bisweilen ein wunderbarer Anblick um diese Volksspiele im Akazienschatten des Campo vaccino, unter den ungeheuren Hallen des Friedenstempels

oder an einer anderen malerischen Stelle der einsamen Ruinenwelt, welche die südlichen zwei Dritteile Roms ausmacht. Hier sieht man oft die trefflichsten malerischen Gestalten, Gruppen und Bewegungen und dabei eine Gemessenheit und Ruhe, welche man von dem Südländer kaum erwartet und die sehr von dem Geschrei absticht, womit z. B. der Franzose dergleichen zu treiben pflegt. Wie gern nimmt man die kleinen Unbequemlichkeiten des römischen Lebens neben diesem Gehen- und Gewährenlassen in den Kauf, und wie aufrichtig stimmt man (wenigstens vom malerisch-poetischen Standpunkte) ein in den Wunsch W. v. Humboldt's, daß ein gütiges Geschick Rom seine abgelegene Zerfallenheit bewahren möge!

NACHTRAG.

Aus Burckhardts neuentdeckten Briefen an Gottfried Kinkel, womit Rudolf Meyer-Kraemer[1]) seine frühere Publikation vervollständigt hat, geht hervor, daß der damalige Privatdozent und Redaktor der Basler Zeitung ein eifriger Korrespondent der Kölnischen Zeitung gewesen ist. Er hat ihr vom 2. Dezember 1844 bis zum 21. November 1845 dreiunddreißig politische Berichte geliefert. Wie er dem Freunde alsbald verrät, machte ein Zweilinienkreuz (=‖=) sie kenntlich; datiert waren sie: «Von der nördlichen Schweizergrenze». Den Anlaß dazu gab wohl die durch die beiden Pariser Aufsätze angeknüpfte Verbindung, die inzwischen einen dritten Beitrag unter dem Strich (mit derselben Signatur: —K—) gezeitigt hatte und zwar in Nr. 54 vom 23. Februar 1844, betitelt: *«Eine Rheinreise im Jahre 1546»*. Ich setze zur Erläuterung den Anfang her. «Das hier Mitgeteilte ist nach einer Handschrift der königlichen Bibliothek in Berlin (Msc. ital. vol. 5), welche auch sonst manches Merkwürdige enthält, getreu übersetzt. Der Verfaßer, Giambattista Drusolino, wahrscheinlich ein vornehmer Florentiner, reiste von Mailand über den St. Gotthard nach Flandern; von seiner Reisebeschreibung geben wir hier das letzte Dritteil. Neben mancher lächerlichen Übertreibung, die man dem Italiener zu gute halten möge, finden sich auch

[1]) Separatabdruck der «Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, XIX. Band, 2. Heft» bei Benno Schwabe & Co. Basel 1921 erschienen.

sehr interessante Züge, die zur Vergleichung mit dem jetzigen Zustande auffordern.»

Seit dem Herbst 1843 wieder in der Vaterstadt, traf Burckhardt für die Habilitation am 29. März des folgenden Jahres seine Vorbereitungen. Beim Sichten und Ordnen der heimgebrachten Kopien wird ihm die aus dem Todesjahre Luthers stammende Schilderung als ein geeignetes Feuilleton erschienen sein, deren Übertragung er, außer dem obigen Vorwort, mit einer Anmerkung und verschiedenen Zwischenbemerkungen versah. Wenn er sich, da er als Privatdozent auf materiell lohnende Nebenarbeit angewiesen war, in dem Dilemma: «Gymnasialstunden oder Zeitung» für die Journalistik entschied, so sprach dafür einmal die in seinen jungen Jahren ebenso starke als mannigfaltige literarische Neigung, während sein ebenso genialer Lehrtrieb von jeder Betätigung außerhalb der Hochschule noch zurückschreckte, wozu vielleicht die üblen Hauslehrererfahrungen bei einer Gräfin Perponcher in Berlin beitrugen. Anderseits mag es den Historiker und politischen Beobachter doch auch gelockt haben, in einer gefährlichen Krise der Eidgenossenschaft den Stift des kritischen Chronisten zu führen, zugleich den radikalen Stimmen, die vernehmlicher als die befreundeten über die Grenze drangen, in den Spalten des Hauptorgans am deutschen Rhein ein Paroli zu bieten.

Im engsten Zusammenhange mit seiner Redaktionstätigkeit stehend, wollen diese Korrespondenzen in einer Gesamtcharakteristik seiner politischen Schriftstellerei gewürdigt sein, wie sie von dem Fortsetzer des Markwartischen Buches, Prof. Dr.

Emil Dürr, zu erwarten ist. Immerhin seien die Berichte, wenigstens in ihren Hauptgesichtspunkten, mit seinen eigenen Worten gekennzeichnet. Den heimatlichen Wirren gegenüber, wobei drohender als anderwärts die konfessionellen Fragen sich mit dem politischen Parteiwesen verschlangen, wie er orientierend in seinem ersten Artikel bemerkt, und das Land unaufhaltsam dem Sonderbundskriege entgegenging, stand er unbeirrt auf der Seite des Rechts und der Ordnung, einem Konservatismus huldigend, der, längst nicht mehr auf Aristokraten beschränkt, das Band derjenigen bildete, «welche überhaupt keine Agitation wollen, sondern unter den Verfassungen der Jahre 1831 und 32 einen ruhigen Fortschritt aufrecht zu halten wünschen». (1844, Nr. 343.) Die Berufung der Jesuiten nach Luzern war ihm keineswegs genehm. «Die damals vom jungen Privatdozenten Jakob Burckhardt redigierte konservative «Basler Zeitung» bezeichnete die Berufung als eine Sünde gegen die Eidgenossenschaft». (Dierauer. Gesch. d. Schweizerischen Eidgenossenschaft, Bd. V, S. 665.) Auch aus der angeführten Korrespondenz erhellt, daß ihm das jesuitische und radikale Element gleichermaßen als Extrem galt, darin eins, «daß ihnen keine Agitation, kein Aufruf an die wildesten Leidenschaften zu bedenklich ist». In dem Maße jedoch, worin die Radikalen aggressiv wurden, betonte er den rechtlichen Standpunkt: «Die Berufung eines beliebigen Ordens steht jedem schweizerischen Kantone gemäß seiner Souveränität völlig frei . . . Was man Freiburg, Wallis und Schwyz gestattet hat, daß mußte man Luzern auch erlauben . . . die Hauptsache aber ist, daß es sich hier im Grunde

gar nicht um die Jesuiten handelt, sondern daß unter diesem Namen einerseits gegen den protestantischen Konservatismus, anderseits gegen die katholische Kirche an sich gekämpft wird». (1845, Nr. 4.) Er spricht von dem «allerdings höchst unvollkommenen, aber durch «Volksputsche» gewiß nicht zu verbessernden Bundesvertrag», und konstatiert, daß die große Mehrzahl der gebildeten Protestanten, obschon sie den Jesuiten durchaus abhold sind, doch an dieser Agitation keinen Teil nehme. (1845, Nr. 9.) In Beiseitesetzung der konfessionellen Auffassung folgert er: «So herzlich wir Protestanten die Jesuiten weit wegwünschen, so müssen wir doch bekennen, daß der Bund kein Rechtsmittel gegen sie gewährt, daß mit demselben Rechte z. B. die Katholiken die Austreibung aller deutschen Professoren in Bern, Basel und Zürich verlangen könnten». (1845, Nr. 167.)

Es waren hauptsächlich drei Vorfälle, die ihn während dieser Berichterstattungen mit einem wahren Ingrimm gegen die radikale Bewegung erfüllten. Im Dezember 1844 der erste Freischarenzug gegen Luzern, der wie das Hornberger Schießen ausging. Im Frühjahr 1845 der zweite Freischarenzug, von dem er, alle Schauer der Fama im Ohr, meldete, diesem Ereignisse komme «seit dem Untergange der alten Schweiz im Jahre 1793 kein anderes in unserer Geschichte an Bedeutung gleich». Auch bei dieser Gelegenheit bemerkte er: «Man folgere was man wolle; wer die Volkssouveränität will, der muß ihr auch recht geben, selbst wenn sie die Jesuiten verlangt». (1845, Nr. 98.) Bald darauf (Nr. 104) gesteht er: «Es ist ein leidiges Gefühl, wenn man ein Er-

eignis zu groß und poetisch aufgefaßt hat». Von den 600, vielleicht gegen 1000 Leichen, die nach seiner ersten Angabe «auf den waldigen Hügeln des Landes Luzern» liegen sollten, verblieb bei den Jesuitenfreunden ein Verlust von 11 Mann, von seiten der Freischaren kaum mehr als 100, «von letztern ließen sich mehr als 2000 fangen (ein Dritteil des ganzen Heeres!).» Schließlich die Ermordung des Luzerner Ratsherrn Joseph Leu von Ebersoll, die von den Gegnern zuerst als ein «wahrer Tellenschuß» bezeichnet, hinterher als ein Selbstmord ausgegeben wurde. (1845, Nr. 221.)

Jene «Entfesselung des Pathos auf beiden Seiten», jene «Gleichgültigkeit in den Mitteln», wovon später der Verfasser der «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» bei seiner Darlegung der geschichtlichen Krisen sprach: damals hatte er Gelegenheit, sie aus nächster Nähe zu beobachten. Immer wieder weist er auf die Öl ins Feuer gießende Macht der Agitatoren als das eigentliche Verderben hin, dem alle Demoralisation, alle Ausschreitungen entspringen. So schrieb er (1844, Nr. 365): «Wenn doch all die guten Seelen in deutschen Landen, welche dem Kampf der schweizerischen Radikalen gegen die Jesuiten ihre Sympathie widmen, die Menschen sähen, welchen sie guten Erfolg wünschen! Kaum ein Zehnteil derselben macht aus reinem, wohlgemeintem Fanatismus mit; bei den übrigen ist großenteils die Sucht nach den tobenden Saufgelagen der radikalen Agitation, nach persönlicher Wichtigkeit, nach Sprengung der kantonalen Schranken im weitesten Sinne die Hauptsache . . .» Und 1845, Nr. 228: «Die Schweiz muß es nun erfahren, was es heißt: das

Volk in seinen untersten Schichten aufwühlen, alle schlechten Leidenschaften wecken, das politische Gewissen der Unerfahrenen durch eine bodenlose Opposition, durch eine nichtswürdige Presse zernichten!» — Noch manchem denkwürdigen Ausspruch, die Originalität seiner geschichtlichen Erkenntnis bezeugend, begegnet man in diesen Korrespondenzen. «Die Schweiz trägt in sich ein Gegenmittel, wodurch sie alle Gefahren der Volkssouveränität, welche wirklich in manchen Beziehungen zur reellen Erscheinung gekommen ist, überstehen kann, nämlich das Übergewicht der materiellen Interessen, welche nach kurzer wilder Aufregung immer wieder Mäßigung gebieten», heißt es 1844, Nr. 343, und 1845, Nr. 191: «Starke, heilsam neutralisierende Mittelparteien bilden sich überhaupt nur da, wo die exekutive Gewalt bedeutend und dauerhaft genug ist, um ihnen zu Zeiten als Mittelpunkt und Anhalt dienen zu können. Hier aber, wo seit fünfzehn Jahren die meisten Regierungen nur Ausflüsse *der* Extreme sind, welche durch sie herrschen wollen, ist die Bildung einer Mittelpartei nur auf dem Wege der Reflexion möglich und fordert eine Aufopferung und Beharrlichkeit, zu welcher in allen Ländern der Welt nur verhältnismäßig sehr Wenige befähigt sind». Im Hinblick auf die drohende Intervention der Großmächte, schrieb er 1845, Nr. 84: «Daß das Praestigium von Achtung, welches die Schweiz noch im vorigen Jahrhundert besaß, längst verscherzt ist, könnte man endlich wissen; man könnte gelernt haben, daß die gemessenste Konsequenz das einzige Mittel wäre, dem Auslande wieder etwas Respekt vor der letzten Republik Europas einzuflößen».

Eine sehr bemerkenswerte Auslassung über das Verhältnis der deutschen Flüchtlinge zur Schweiz und über die geistige Gemeinschaft seiner Landsleute mit Deutschland findet sich in Nr. 127 (1845): «Es ist ein großer Fehler, daß ein Teil der schweizerischen konservativen Presse sich durch das schlechte Benehmen einzelner deutscher Flüchtlinge zu Angriffen gegen alle Fremden überhaupt hat verleiten lassen, zumal da die betreffenden zum Teil schon lange in der Schweiz eingebürgert sind und den Radikalismus bei uns weniger geweckt haben, als vielmehr von ihm zu seinen Zwecken benutzt wurden. Nur muß man nicht glauben, daß unsere Radikalen mit den Deutschen als solchen besser ständen als die Konservativen! . . . Immer mehr verbreitet sich, wenn auch nur im Stillen, unter den höhergebildeten und denkenden (deutsch redenden) Schweizern das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der innern ursprünglichen Einheit mit Deutschand, je weniger dieselben sich bei einiger Aufrichtigkeit von dem Dasein einer schweizerischen Nationalität überzeugen können. Sie erkennen es, daß die Schweiz in allen geistigen Beziehungen, in Kunst, Wissenschaft und Literatur, von dem großen Herde der Weltgedanken, von Deutschland, abhängig ist; sie preisen sich glücklich, daß kein zur Schriftsprache erhobener Dialekt uns von Deutschland trennt, wie etwa Holland; — sie ahnen Deutschlands Zukunft und glauben, dieselbe werde vielleicht auch ihre Zukunft sein. Allein von diesem allem ist noch nicht das Geringste in das Volksbewußtsein gedrungen. Frankreich steht glänzender, zum Teil (doch bei wenigen) beliebter, zum Teil gehaßter neben uns als das jetzige Deutsch-

land; die Revolutionen von 1789 und 1830 haben in ihren Folgen einen so ungeheuren Einfluß auf die Schweiz gehabt, daß man sich noch immer von dem Gedanken beherrscht findet, unsere Geschicke im Großen hingen in letzter Instanz doch von Frankreich ab ...» Schließlich mahnt er, sich still zu verhalten, wem etwas an der Verständigung zwischen Deutschland und der Schweiz liege, sich nicht in politische Zustände zu mischen, die mit denen in deutschen Staaten nichts gemein hätten, als die abgenutzten und ausgewaschenen Parteinamen!

Gegen Ende des Jahres war es einigermaßen ruhiger im Lande geworden, vorübergehend nur, denn unabänderlich entwickelten sich die Dinge zum Austrage mit den Waffen, der nach zwei Jahren erfolgt ist. In dieser vorläufig gedämpfteren Stimmung ließ sich auch Burckhardt in seinem vorletzten Artikel (1845, Nr. 322) vernehmen: «Die Menschen haben die Zustände gemacht, die Radikalen haben die Freischarenzüge auf dem Gewissen, aber die Zustände reißen wiederum die Menschen aus ihrer Bahn und machen das sonst Verabscheute möglich, wenn nicht löblich».

Indessen war ihm die ganze journalistische Tätigkeit längst verleidet. Schon am 6. Februar 1845 hatte er Willibald Beyschlag geschrieben: «O Balder verkauf Deine arme unschuldige Seel nicht leichtsinnig an eine Zeitung! es rächt sich». Verkauft hatte auch er sie nicht als Publizist oder doch nur insofern als er in dieser Eigenschaft einen Dienstvertrag eingegangen war, jederzeit kündbar, sobald unter veränderten Umständen seine anderen Fähigkeiten eine Machtteilung nicht mehr gestatteten.

Auf diese bisher dunkle Episode seiner Lebensgeschichte sind plötzlich erhellende Lichter gefallen durch die Veröffentlichung seiner Briefe an die Bonner Freunde von Meyer-Kraemer. Wir müssen daraus, nachdem wir Burckhardt's politische Auffassung in nuce betrachtet haben, um so mehr berücksichtigen, was für unsere Studie belangvoll ist, als sich unschwer ein paar weitere Aufsätze entdecken ließen, die in die Reihe der mitgeteilten gehören.

Seine Briefe, diese intime Begleitung zu dem Text, den seine Leistungen geben, zeigen den werdenden Mann und Lehrer in einem Zustande voll Unruhe und Ungewißheit. Bei der lodernden Entfaltung seiner Vielseitigkeit kam ihm das Disparate, das auf die Dauer die besten Kräfte verzehrt hätte, kaum zum Bewußtsein; — es wurde momentan als ein wohltuender Reiz empfunden. Überschlagen wir, wie viele Eisen er im Feuer hatte. Vor allem war er Geschichtsdozent, als solcher zu wissenschaftlicher Weiterarbeit verpflichtet. Mit den geschichtlichen verbanden sich die kunstgeschichtlichen Interessen, die ja bei ihm ein Schaffensgebiet für sich bildeten und bei seinen Vorlesungen sofort eine Rolle spielten. 1844 brachte ein Kabinettstück seiner monographischen Kunst, die Studie über «die Kirche zu Ottmarsheim im Elsaß», während er kurz vorher die in dem Neujahrsblatt 1846 gebotene Abhandlung über die Alamannen und ihre Bekehrung zum Christentum begonnen hatte. Diese idealen Bestrebungen fanden eine entsprechende Anerkennung. Schon nach einem Jahre wurde er außerordentlicher Professor (12. März 1845). Daß

er, nur der Not gehorchend, den Musentrieb zügelte, läßt sich manchen Geständnissen entnehmen, wobei immer deutlicher wird, daß er der Poesie fortan lediglich zu seinem anonymen Privatvergnügen dienen wollte. Und nun die Erwerbsquellen: Vorträge vor einem außerakademischen Publikum; die ihm von Kugler übertragene Neuredaktion der Kunstartikel für die neunte Auflage des Konversations-Lexikon von Brockhaus, die sich bis zu seiner nächsten italienischen Reise (März 1846) hinzog. Insbesondere seine Basler Redaktion, die Hälfte jedes Wochentages verschlingend, die Korrespondenzen für die Kölnische Zeitung, insoweit von Anfang an geplant, als er zunächst an eine ähnliche Verbindung mit irgend einem deutschen Blatte gedacht hatte. Das alles war sein Trost im Leid, ohne den er «entweder vor Ekel davonlaufen oder des Todes sterben müßte». (6. Nov. 1844.) Aber «dieses tüchtige Maß laufender Geschäfte» brachte Geld, wovon er sich bei seinen bescheidenen Ansprüchen jährlich eine Summe zurücklegte für ein künftiges Unternehmen nach seinem Geschmack.

Großes Unbehagen bereitete ihm die Umgebung. Obwohl in jeder Fiber Basler, gähnte ihn die Vaterstadt gleich einer Öde an, wie nur jemals in seinen grämlichsten Stimmungen Berlin. Der gesellige Trieb, die Sehnsucht nach Verständnis und Vertrauen, tief gewurzelt in seiner Natur, doch oft von Argwohn und Vorsicht gehemmt — Lenzblütenzauber, nicht Immergrün, kennzeichnet viele seiner Freundschaften — dies Verlangen hatte in Bonn, dann in dem Kuglerkreis an der Spree, eine beseligende Erfüllung gefunden. Im Vergleich mit diesen freien, offenen,

geistvollen Menschen sah er in der Heimat, auch bei denen, die ihm entschiedene Achtung einflößten, ein endemisches Spießbürgertum, dem zu entgehen, allein Isolierung kraft seines Diplomatengeschicks schützen konnte. Vor Melancholie bewahrte ihn seine gesunde Natur. «Unglücklich bin ich fast nie gewesen, aber unbeglückt bin und bleibe ich», schrieb er Kinkel am 14. September 1844. Solche Briefe, unter denen die gewiß nicht uninteressantesten, die an Kugler gerichteten, auf Burckhardts Wunsch später vernichtet worden sind, (Petzet, Briefwechsel von Jakob Burckhardt und Paul Heyse, S. 176) ließen den Kontrast zwischen Heimat und Fremde um so stärker empfinden. Dazu kam die Unsicherheit der Basler Hochschule infolge der Abtrennung von Baselland zu einem eigenen Kanton (1833), so daß die Vaterstadt die pekuniäre Gesamtlast für das ehrwürdige Institut zu tragen hatte. Im Wintersemester 1843/44 zählte es nur noch 28 Studenten, eine weitere Verringerung hätte zu seiner Schließung führen müssen. In der Folge spielte er mehrfach mit dem Gedanken, eines Tages sich etwa in Jena oder anderswo zu habilitieren. Endlich blieben die unliebsamen Erfahrungen, die dem Politiker zu schaffen machten, nicht ohne Rückwirkung auf seinen Pessimismus. Bücher schreiben und von dem Ertrage in Italien leben, schwebte ihm traumhaft als ein möglicher Ausweg vor. «Eine Familie will ich dieser infamen Zeit nicht in die Krallen liefern»; — heißt es am 12. September 1846 — «es soll kein Proletarier meine Kinder mores lehren wollen».

Nachdem er gegen Ende 1845 seine Korrespondenzen für die Kölnische Zeitung eingestellt hatte,

beendete er am Sylvestertag die Basler Redaktionsfrone. Sein Entschluß war gefaßt. Im nächsten März wollte er sein Erspartes wieder in das gelobte Land und zum erstenmal nach Rom tragen. Er hatte dafür eine literarische Abmachung getroffen, die für uns von besonderem Interesse ist. In einem Briefe vom 11. Januar 1846 teilte er Kinkel mit, daß er sich bei dem Verleger der Kölnischen Zeitung Dumont zu Korrespondenzen fürs Feuilleton gemeldet habe. «Die Politik soll mich so bald nicht wieder fangen.» Während der zwölf Monate politischer Berichterstattung für dieses Blatt hatte er nur einmal — in der Beilage vom 9. September 1845, Nr. 252 — unter «Literatur» etwas Unpolitisches geliefert: eine Besprechung von Kinkels «Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, vom Anfang unserer Zeitrechnung bis zur Gegenwart. Erste Lieferung: die altchristliche Kunst 1845». Am Allerheiligentag bemerkte er dem Freunde: «die Rec. Deiner Kunstgeschichte in der Kölner Zeitung, so ich mit saurem Schweiß geschrieben, hast du wohl gelesen»? — Kinkel konnte zufrieden sein. Burckhardts abschließendes Urteil lautete: «Redliche Quellenforschung und bedeutender historischer Takt begleiten den Verfasser und führen ihn oft in wichtigen Fragen auf neue und dabei einleuchtende Gesichtspunkte . . . Es ist eine Kunstgeschichte für Laien, welche indes doch auch den Mann vom Fache mit zahlreichen neuen Resultaten überrascht . . .» Unterzeichnet war diese Besprechung mit einem K. Will man nicht an eine Abkürzung seines Kosenamens «Köbi» denken, was doch gar zu unglaublich erscheint, so wäre ein Schreib- oder Druckfehler

anzunehmen, d. h. das Vergessen der beiden einschließenden Striche bei der Signatur, welche die bisherigen Feuilletons tragen. Mit andern Worten: wir hätten in der Mitteilung Burckhardts endlich den direkten Beweis, daß er der Verfasser dieser Feuilletons gewesen ist. Zudem weist jenes Anerbieten für Feuilleton-Beiträge (11. Januar 1846) auf eine überraschende Vorgeschichte hin.

Dem Drange seines Herzens folgend, war er in seinen Redaktionsferien nach Bonn gegangen im letzten Drittel des Juli (1845). Gleichviel ob er erst dort von einer bevorstehenden Änderung bei der Kölnischen Zeitung erfuhr, deren Schriftleitung, neben einem neuen Chef, einen Feuilletonredakteur bekommen sollte — jedenfalls bewarb er sich um diesen Posten und unwahrscheinlich ist es nicht, daß er es persönlich bei Joseph Dumont getan habe. Nun frage ich: wie sollte dazu ein politischer Korrespondent kommen, wenn er überhaupt noch nichts fürs Feuilleton geliefert hätte oder doch nur jene gelehrte Reminiscenz: «Eine Rheinreise im Jahre 1546»? Indessen erschien, von Belgien kommend, im Herbst Levin Schücking in Bonn, der auf der Rückreise nach Augsburg, wo er der Redaktion des Cottaschen Weltblattes angehörte, noch einige Wochen in der Musenstadt mit Freunden sich ergehen und in Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen die Zusammenstellung seines für 1846 bestimmten Rheinischen Jahrbuchs besorgen wollte. Kinkel, dessen Bekanntschaft er machte, wird ihm vielleicht die drei Gedichte Burckhardts, die in dieser Anthologie erschienen sind, (Trog, S. 43) gegeben haben. Wenigstens wäre es nicht das einzige Mal,

daß er über des Freundes poetische Sachen eigenmächtig verfügte. Schon auf der Reise nach Bonn hatte Schücking der Kölner Redaktion seine Aufwartung gemacht. In seinen «Lebenserinnerungen» (Bd. 2, S. 92) erzählt er: «Mir wurde während jenes Aufenthaltes in Bonn die Pflegschaft des Feuilletons der Zeitung angeboten unter Bedingungen, welche abzulehnen thöricht gewesen wäre». Der ebenso intelligente als geschäftskundige Joseph Dumont mag sich gesagt haben: Gegenüber einem geistvollen Schriftsteller von vorherrschend wissenschaftlichem Zug ist ein solcher von vorherrschend belletristischem Charakter — der später so fruchtbare Romanschreiber Schücking war u. a. schon mit seinem Erstling hervorgetreten — für meine Zwecke geeigneter. Dieser Kalkul stimmte. Daß er auch für Burckhardt's Lebensschicksal erfreulich war, erkannte niemand klarer als er selbst. In dem Briefe vom 11. Januar 1846 heißt es: «A propos, daß ich das Feuilleton nicht bekam, war doch ein wahres Glück, ich hätte nicht dafür gepaßt».

Soweit wir Burckhardts Feuilletons kennen, waren sie Niederschläge von Reiseeindrücken, was indirekt auch von der Übersetzung des alten Italieners gilt. Auch die nunmehr in Aussicht gestellten sollten Reisefrüchte sein. Es heißt in einem Brief vom 9. März 1846: «Außerdem wird im lieben Feuilleton der Köln. Ztg. da und dort etwas erscheinen, Schücking hat gar artig und verbindlich auf meine Anfrage darob geantwortet». Für den 23. März hatte er seine Abfahrt angesetzt, seinem Vorhaben gemäß war er in der Charwoche in Rom. Am 14. April von dort datiert, erschien in Nr. 119 der Kölnischen

Zeitung vom 29. April das Feuilleton «Rom in der heiligen Woche», äußerlich als sein Produkt dadurch kenntlich gemacht, daß es als Korrespondenzzeichen, wie früher seine politischen Berichte, ein Zweilinienkreuz zeigt, nur schräg gestellt statt aufrecht. Dasselbe Zeichen trägt in Nr. 200 und 201 vom 19. und 20. Juli das Feuilleton «Schilderungen aus Rom».

Im ersten dieser römischen Aufsätze wird gleich anfangs etwas gestreift und seine nähere Darlegung für «ein andermal» angekündigt, was im Zusammenhang mit ähnlichen Erscheinungen den Inhalt seines Märzfeuilletons vom folgenden Jahre «Italienische Erfahrungen» bildet. Überhaupt gewinnt man den Eindruck, daß er in den wenigen Wochen, die er am Tage der Niederschrift in Rom weilte, mit der skrupulösen Rastlosigkeit sich umgesehen hatte, die wir von Paris her nach seinen brieflichen Mitteilungen kennen. Vorzüglich fesselt seine Darstellung der kirchenfestlichen Verrichtungen, namentlich seine Auseinandersetzung über die musikalischen Veranstaltungen in der Sixtinischen Kapelle. Diese Auslassung ist doppelt interessant, da sie unter allem, was von Burckhardt vorliegt, meines Wissens die eingehendste Äußerung des Musikfreundes und Kenners darstellt. Es genügt hier der Hinweis, daß er in einer Zeit, als bei den ernsten Liebhabern der Kirchenmusik doch wohl noch die Ideen aus Thibaut's «Reinheit der Tonkunst» nachwirkten, insofern ein Ketzer war, als er die geistlichen Kompositionen von Joseph Haydn, Mozart und Beethoven hoch über das Miserere von Allegri und ähnliches stellte. Im Übrigen spricht diese Feuilletonperle für sich selbst.

Vollends bezeugt das zweite Feuilleton, daß der Italienschwärmer, der er doch schon war, einen kritischen Standpunkt einnimmt, weit schärfer als im folgenden Jahre, da er in den «Italienischen Erfahrungen» gewisse Zustände zwar geißelt, dazwischen jedoch mit seinen Streichen innehält, überwältigt von der Liebe zu diesem Volk und seiner «ewigen Stadt». In den «Schilderungen aus Rom» verhält er sich höchst skeptisch gegenüber dem Heidelberger Juristen Mittermaier, dessen «Italienische Zustände» (1844) die landläufige Meinung über die sozialen Verhältnisse der Halbinsel von Grund aus umzustürzen suchten durch einen verblüffenden Aufwand von statistischem Material. Im Gegensatz dazu greift Burckhardt eine Einzelheit heraus, aber eine überzeugend widersprechende: das römische Bettlerwesen. Dieses Motiv behandelt er, aller Romantik entkleidet, mit dem Pinsel eines derben Niederländers. Man ersieht aus diesem Aufsatze, wie gründlich er sich, seine Fahrt vorbereitend, in der Reiseliteratur über Italien umgesehen und etwas ganz Apartes gefunden hat: ein von Valéry, dem Verfasser viel benutzter Bände über Italien (1838) und über die Insel Elba und Sardinien (1837), herrührendes Büchlein «L'Italie confortable».

Wider Erwartung fanden sich nur diese beiden Feuilletons, was sich freilich dadurch erklärt, daß er in Rom, angenehm überrascht von der Aufforderung Kugler's, dessen kunstgeschichtliche Hauptwerke in Berlin für eine neue Auflage zu bearbeiten, ins Gedränge kam. Er war über die Alpen gezogen um wissenschaftlicher Studien willen. Jetzt hieß es eilen und den Aufenthalt abkürzen, da konnte er

je länger je weniger an Feuilletons denken. Im Herbst traf er in Berlin ein, am 10. Oktober 1847 war er wieder in Rom, um erst im April des folgenden Jahres die Heimreise anzutreten. Vielleicht hätte er in Rom neuerdings die Kölnische Zeitung bedacht, allein ungefähr gleichzeitig mit ihm war der Feuilletonredakteur Schücking als römischer Korrespondent seines Blattes angelangt. In Basel nahm Burckhardt, neben den Vorlesungen, den Geschichtsunterricht am Pädagogium auf, während allmählich diejenigen Werke in ihm zu keimen begannen, die ihn vor allem zu einem «Vermittler germanischen und romanischen Wesens» gemacht haben. (Otto Markwart.) Seinen geistigen Werdegang zu diesem Ziel spiegeln auch unsere fünf Feuilletons. Es erübrigt noch die beiden römischen, die dem Mailänder Feuilleton zeitlich vorangehen, hier anzuschließen.

ROM IN DER HEILIGEN WOCHE[1]).

Rom, 14. April.

Wie die Römer mit dem heurigen Winter in Betreff der Fremdenfrequenz sehr zufrieden sein konnten, so auch mit der heiligen Woche: von allen Straßen Italiens und des Auslandes her strömte es in den letzten vierzehn Tagen hier massenweise zusammen. Die in Florenz lebenden Engländer machten sich wie auf ein gegebenes Signal alle in den letzten Tagen des März auf nach Rom, und die Dampfschiffe wimmelten einige Tage von Passagieren. Auf welche Weise einige Dampfboot-Verwaltungen diese goldenen Wochen ausbeuten, davon ein ander Mal; für jetzt nur die beruhigende Versicherung, daß jeder verhältnismäßig billig durchkommt, der nicht schüchtern und delikat sein will. Auch die Gefahr, in Civitavecchia wegen Überfüllung der mit den Booten korrespondierenden Postwagen tagelang liegen zu bleiben, ist nicht groß, da eine Menge von Vetturinen neben der Post nach Rom zu fahren pflegt, und zwar der Konkurrenz wegen zu sehr billigen Preisen (bis auf fünf Franken herab). Die eigentliche Not beginnt erst in der Dogana zu Rom mit der Frage, wo man denn heute Abend sein Haupt niederlegen werde. Zu andern Zeiten wird man von den Werbern für die verschiedenen Gasthöfe beinahe zerrissen; jetzt dagegen muß man froh sein, nur für die Nacht irgendwo unterzukommen. Für diejenigen, welche durch-

[1]) Kölnische Zeitung, Nr. 119 vom 29. April 1846.

aus keinen Winkel auffinden können, steht zwar die ganze Nacht in der Gegend der Dogana das «Caffè eterno» offen, allein damit dasselbe nicht in eine Locanda ausarte, hat der Eigentümer die Verpflichtung auf sich, seine Besucher die ganze Nacht wach zu erhalten; ein Kellner soll herum gehen, um die Einnickenden beständig wieder aufzuwecken. (Wie Vieles hiervon bloß sagenhaft ist, kann Ihr Korrespondent um so weniger entscheiden, da in Rom viele Märchen dieser Art gäng und gebe sind.) Jedenfalls mache man nicht gleich bei der Ankunft einen Mietvertrag auf Wochen oder Monate mit dem ersten, besten Kommissionär, der sich darbietet, man nehme vielmehr für die erste Nacht mit irgend einem teuren und elenden Winkel fürlieb und suche den folgenden Morgen eine Wohnung, deren auch über die Osterzeit eine große Menge leer stehen und zu denselben Preisen wie das übrige Jahr hindurch zu haben sind. Nur im Gasthofe bleibe man nicht, wenn man nicht sehr teuer und mittelmäßig bedient sein will. In Speisewirtschaften und Caffe's verursachen Karneval und Osterzeit keine Preisveränderung, wohl aber bei den Lohnkutschern, welche zumal in der heiligen Woche ihre Haupternte halten. Die Sankt-Peterskirche und der Vatikan liegen bekanntlich an einem fernen Ende der Stadt, eine halbe Stunde von dem Quartier der Fremden, welche letztere außer der Ermüdung auch den Straßenstaub für ihre schwarze Kleidung zu scheuen haben, — Gründe genug, um alle Lohnkutscher von Rom zu beschäftigen. Wer einzeln fährt, kann für die Strecke vom spanischen Platze bis St. Peter einen Scudo (5 Fr. 7 Sous) und darüber bezahlen, und selbst für

ganze Gesellschaften kommt die Sache teuer, wenn man der Messe am Palmtage, den drei Miserere's, den beiden Messen in der sixtinischen Kapelle, der großen päpstlichen Messe und Benediktion am Ostertage, der Beleuchtung von St. Peter und der Girandola beiwohnen und dazwischen immer wieder zurückkehren will. Wen die Anstrengung nicht bedeutend affiziert, der kann die Sache ganz wohl zu Fuße machen; Damen dagegen *müssen* fahren, schon des Gedränges wegen.

Sankt Peter bot schon am Palmtage einen ungewöhnlichen Anblick dar; der Chor war rot ausgeschlagen; auf beiden Seiten des Hochaltars ragten Tribünen für die Damen, welche sich in großer Anzahl eingefunden hatten; das ganze ungeheure Mittelschiff entlang stand Militär in Spalier. Bei allen großen Funktionen wird man in die Gegend des Hochaltars nur in schwarzer Kleidung zugelassen, die Damen nur in Schleiern. Geborene Römer lassen sich dabei kaum sehen, dafür hat man hier die Fremdenwelt ziemlich vollständig beisammen, welche indes mehr ein Bild der Neugier, als der Andacht darbietet. Überhaupt verlieren diese großen Funktionen durch den übergroßen Andrang der Fremden sehr an Weihe, und es mag wohl an dem summenden Geschwätz in allen Zungen, an dem beständigen Lorgnieren, kurz, an dem Salonmäßigen des ganzen Eindruckes liegen, daß Römer und Römerin sich mit ihrem questo è per voi altri forestieri — davon abwenden. Der Papst, welcher um halb zehn Uhr auf dem Tragesessel, begleitet von den Kardinälen, dem ganzen hohen Klerus, den höheren Beamten, einigen Mitgliedern des diplomatischen Korps und

der Schweizergarde erschien, sah etwas gedrückt und unwohl aus; bekanntlich kann er die Bewegung des Tragesessels nicht gut vertragen, während er sonst trotz seines hohen Alters in den Audienzen der vorletzten Woche den Fremden sehr rüstig und gesund erschien. Indes er die Palmen weihte und während der Messe ertönte von der Sängergalerie lauter uralte Vokalmusik, ohne Orgel- oder sonstige Begleitung. Diesmal waren es noch nicht die Sänger der Sixtina, sondern ein anderer, wie es schien, minder geübter, Teil der päpstlichen Kapelle, und die Aufführung erschien uns ungleich und bisweilen schwankend; übrigens würden an diesen Kompositionen auch manche der besten Chöre geradezu scheitern.

Mittwoch Nachmittags nach zwei Uhr begann der Fremdenstrom nach der sixtinischen Kapelle, wo Mittwoch, Donnerstag und Freitag die drei Miserere's gesungen werden. Da man nie zum voraus weiß, wann dasjenige des Allegri zur Aufführung kommt (einer der Hauptsänger, mit welchem wir sprachen, wußte es eine Stunde vorher noch nicht), so finden sich die eifrigeren Fremden trotz des furchtbaren Gedränges alle drei Nachmittage ein. Ihr Korrespondent hat wenigstens Mittwoch und Freitag seine Pflicht getan und außer dem Miserere von Allegri auch das in ganz ähnlichem Stil komponierte des neulich verstorbenen Baini gehört. Obwohl Laie in der höhern Tonkunst, hofft er doch, daß man, nachdem tausend Unberechtigte über diese Musiken mitgesprochen, dem tausendundersten das gütige Gehör nicht versagen werde.

Zwei Dinge müssen bei dem üblichen Enthusiasmus vor allem in Betracht gezogen werden, wenn

derselbe in seinem wahren Werte erscheinen soll. Zuerst die Schwierigkeit, in die Sixtina hinein zu gelangen, was unleugbar die Phantasie vieler Berichterstatter zu steigern pflegt. Sodann das Lokal, die Szene so vieler Papstwahlen mit Michel Angelo's Propheten und Sibyllen, mit seinem jüngsten Gericht, mit dieser erlauchten Versammlung von hohen Würdenträgern der Kirche und von einem Teile der höchsten Aristokratie Europa's. Diese beiden Dinge muß man von dem Eindrucke abziehen, und man wird die alte Sage begreiflich finden, daß jene Gesänge unter anderer Umgebung einen weit geringeren Eindruck machen sollen. Nun zur Sache selbst. Fast zwei Stunden dauert die Matutine, von welcher das Miserere nur den Schluß bildet. Es ist die bekannte Zusammenstellung aus den Bußpsalmen, den Lamentationen, einige Lektionen aus St. Augustin, mehreren Antiphonen etc., alles freilich von den zweiunddreißig Sängern mit der höchsten Vollendung vorgetragen, aber doch nichts weniger als für ein genußsuchendes Ohr berechnet. Das Schönste in diesem ersten Teile war wohl die klagende Altstimme, welche einen Teil der Lamentationen vortrug: wie eine trauernde Nachtigall schien sie über die Kapelle hinzuschweben. Nach jedem Psalm wurde eine Kerze ausgelöscht; endlich war nur noch Eine übrig, die Geistlichen warfen sich auf die Kniee, der Papst trat ein, und das Miserere begann. Der eigentliche Gesang umfasst bloß den ersten, dritten, fünften, siebenten u. s. w. Vers des Psalms, während die übrigen nur dazwischen gesprochen werden, und schon hieraus läßt sich schließen, daß von einer Komposition im höchsten

Sinne, welche einen Gedanken bis zur Verklärung durchführt, bei diesen beständigen Unterbrechungen nicht die Rede sein kann. Gleichwohl bleiben der überraschenden Schönheiten von wahrhaft einziger Art noch genug übrig. Zunächst gibt es schlechterdings keinen Chor auf der Welt, welcher diese Art von Musik so vortragen könnte, wie der sixtinische, welcher ohne alle Begleitung rein, und ohne zu sinken, oft acht- bis sechzehnstimmig zu singen vermag. Da ist keine Stimme, die eine aparte Virtuosität entwickeln, sich besonders geltend machen will, aber auch keine, die nicht die vollkommenste Gleichheit und Reinheit des Tones, das herrlichste Portament besäße; wunderbar entwickeln sie sich aus einander und strömen dann wieder zusammen in Crescendo's u. dgl., wie man sie sonst auf dem Erdenrunde nicht zu hören bekommt. Auch sind es wohl hauptsächlich einzelne machtvolle Übergänge und Abschlüsse der Tonsätze gewesen, welche diesen Musiken den großen Ruhm eingebracht haben. Die Kastratenstimmen, über welche man oft die sonderbarsten Urteile hört, schienen mir zum Teil von sehr großer Schönheit, zumal die Soprane. Unstreitig aber gibt es in der Welt noch viel schönere Stimmen, als diese sixtinischen sind, welche der Schule und vorzüglich der uralten Tradition, ohne die ein solcher Gesang gar nicht möglich wäre, gewiß das meiste verdanken. Was nun die Komposition betrifft, sei sie von Baini oder von Allegri, so mißtraue man nur getrost jedem Urteile darüber, das nicht aus dem Munde eines ergrauten Mannes vom Fache kommt. Ihr Korrespondent hat lange genug an alten Kirchenmusiken mitgesungen und

mitgehört, um zu wissen, daß der Genuß vielleicht erst nach dreißigmaligem Anhören beginnt, dann aber nachhaltig ist. Gleichwohl hat er diesmal sein voreiliges Laienurteil nicht unterdrücken können. Es wollte ihm bedünken, daß doch in dieser Musik (ähnlich wie bisweilen bei dem großen Sebastian Bach) gar viel konventionelles, mathematisches Spiel mit dem Einsetzen der einzelnen Stimmen getrieben sei, welches sich dann allerdings in herrlichen, überraschenden Ausgängen zu lösen pflegt. Auch ist auf die Worte nur selten Rücksicht genommen; der Komponist hat davon wenig mehr als die Silbenzahl benutzt und auf diesem Boden sein völlig freies Kunstwerk aufgeführt. Im Ausdruck des Einzelnen sind Mozart und Beethoven, so weit mir ihre Kirchenmusiken verständlich sind, ungleich größer und reicher; ich glaube aber auch, daß sie an schöpferischer Macht, an Poesie diesen alten Italienern weit voranstehen, und daß sie dem Hörer eine ganz andere, mächtiger hinreißende Gesamtstimmung mitteilen. Mit andern Worten: Beethovens Missa in C-Dur, Mozarts confutatis maledictis (um nur Ein Stück aus dem überreichen Requiem zu nennen) und die großartigeren Stücke aus Joseph Haydn's «Sieben Worten» scheinen mir hoch über diesen Miserere's zu stehen. Salvavi animam meam.

Eine buntere Menge, als sie Freitag abends der sixtinischen Kapelle entströmte, läßt sich nicht denken. Es waren fremde Gesichter aller Nationen (Albion herrschte vor), Diplomaten in großem Kostüme, Bischöfe uud Kardinäle, Klostergeistliche aller Arten, Militärs (zumal englische in ihren cochenillfarbenen Uniformen), endlich zahllose schwarze

Damen, welchen die schwarzen Schleier zum Teil vortrefflich standen. Alles begab sich nach Sankt Peter, wo bald darauf der Papst mit großem Gefolge erschien, um vor der Apostelgruft zu beten. Schon füllte die Dämmerung den riesenhaften Bau; zwei Kapläne hielten brennende Kerzen zu Seiten des einfachen hölzernen Betpultes, an welchem der Papst kniete; ringsum bildeten Soldaten Spaliere, während außerhalb zahllose Massen die kolossalen Gänge auf- und niederwogten.

Der Fußwaschung und Speisung der zwölf Pilger am grünen Donnerstage hatte ich nicht beigewohnt; das Gedränge der alles überflutenden Fremden soll nach Aussage der Augenzeugen ungeheuer gewesen sein, und der einundachtzigjährige Papst nach der Funktion sehr erschöpft ausgesehen haben. Die so genannte kleine Benediktion am grünen Donnerstage gewährt den meisten Fremden zum ersten Male den schönen Anblick des von einer andächtigen Menge ganz angefüllten Sankt-Petersplatzes; doch wiederholt sich dieselbe Szene in noch großartigerer Weise am Ostersonntage.

Von früh an erdröhnte das ganze bewohnte Rom von Kanonen-, Böller- und Flintenschüssen und von dem Läuten aller Glocken. Um neun Uhr war der Menschenstrom nach St. Peter in vollem Gange, und zwar in einem solchen Grade, daß man in der Via tordinona, auf der Engelsbrücke und im Borgo aus der Gefahr des Erdrückens und Überfahrenwerdens nicht herauszukommen glaubte. (Wer indes an Rom gewöhnt ist, versichert, daß Unglücksfälle dieser Art höchst selten seien.) Die Kardinäle, der Senator und Gouverneur von Rom und die fremden Ge-

sandten erschienen in prächtigen Staatswagen, einzelne sogar mit reich galonnierten Läufern. In der Kirche angelangt, fanden wir bereits in der Gegend des Hochaltars ein bedeutendes Gedränge vor, auch waren die Tribünen auf beiden Seiten über und über besetzt. Nach zehn Uhr erschien der Papst in pontificalibus, mit der Tiara, auf dem Tragesessel, vor ihm her ein glänzender Zug von Kardinälen und Bischöfen, unter welchen sich der armenische Patriarch durch schöne Gestalt auszeichnete. Der Gesang Ecce sacerdos magnus, womit die Kapelle den Zug empfing, trug den Charakter hohen Altertumes und stach um so greller von der gleich darauf folgenden modern-italienischen Posaunen-Melodie ab. Der Papst, welcher diesmal rüstiger und besser aussah als acht Tage früher, hielt die Messe selbst, assistiert vom Kardinal Lambruschini. Die Altarstufen stieg er rasch und ohne Beihülfe hinan; seine Stimme war klar und vernehmlich. Als er die heilige Hostie emporhob, tönte von der vordern Wand der Kirche her ein mächtiger Posaunen-Choral, der das ganze gigantische Gebäude mit seinen getragenen Tönen erfüllte. Bald darauf verließen die Fremden allmählich die Kirche, um noch einen Standpunkt auf dem von Menschen wimmelnden Platze zu gewinnen, von wo aus man die Benediktion sehen könnte. Um zwölf Uhr füllte sich die große Loggia von St. Peter, und bald erblickte man auch den Papst auf der sedia gestatoria. Unter den vielen Tausenden auf dem Platze trat plötzlich einige Stille ein, das Militär und die Andächtigen knieten nieder, während man den Papst aufstehen und die Arme ausbreiten sah. In diesem

Moment gewährte St. Peter einen großen und wahrhaft hinreißenden Anblick, der jedem unvergeßlich bleiben muß.

Den ganzen Sonntag und Montag über dauerte das Knallen der Büchsen, Böller, Pistolen, Schwärmer usw. in den Straßen von Rom, da einmal die Italiener kein Fest ohne Pulverknall kennen wollen. Die Beleuchtung von St. Peter und die berühmte Girandola gingen beim schönsten Wetter in der gewohnten glänzenden Weise von statten. Unmittelbar nach der Girandola, noch in der Nacht, sollen gegen hundert Wagen aus den Toren von Rom nach allen Himmelsgegenden von dannen gefahren sein. Es zeigt, weß Geistes Kinder manche Menschen sind, die es übers Herz bringen können, *von Rom* mit einem solchen Knalleffekte zu scheiden.

SCHILDERUNGEN AUS ROM.[1])

Sie erinnern sich, welches Aufsehen die bekannte Schrift von Mittermaier über Italien hervorbrachte. Es war nicht viel weniger, als eine Ehrenrettung des gesamten italienischen Lebens, belegt mit Zahlen und Tatsachen, die zu den bündigsten Schlüssen zu berechtigen schienen; Italien kam dem Leser urplötzlich poliziert und zivilisiert wie ein anderes Land entgegen, und das romantische Gemisch von Priestertum, Kavalierwesen, Straßenraub und Bettelei, woraus mancher ehrliche Deutsche seine Vorstellung von Italien sich zusammengestellt hatte, schien in voller Nichtigkeit dazustehen. Da war von Fabrikwesen, Volksschulen, Kleinkinder-Bewahranstalten usw. die Rede, wie vom täglichen Brode; die kleine Zahl der Kapitalverbrechen wurde hervorgehoben, die Sittlichkeit des Italieners nach Kräften gelobt und in Summa ein allseitiger Fortschritt in Aussicht gestellt. Die Italiener, so viele ihrer von deutscher Literatur Notiz nahmen, waren entzückt über das schöne kleine Buch, und bald erschien eine (abgekürzte oder vielmehr verstümmelte) Übersetzung. Da seht einmal, hieß es, wie Ihr uns bisher Unrecht getan habt! sind wir doch Menschen wie andere, ja, wohl noch klüger und besser! Allmählich jedoch ließen sich einzelne deutsche Stimmen aus Italien vernehmen, welche gegen Mittermaier's rosenrote Ansichten Protest

[1]) Kölnische Zeitung Nr. 200 u. 201 vom 19. u. 20. Juli 1846

einlegten, und die «Kölnische Zeitung» war eines der ersten Organe, welches auch diesen entgegengesetzten Meinungen ihre Stelle vergönnte. Ohne diesen Streit näher zu berühren, sei hier bloß bemerkt, daß fast all das Gute, welches Mittermaier der neueren Entwicklung Italiens nachrühmt, von den ausländischen Regentenhäusern Österreichs und Toskana's und von der nach ausländischen Mustern gebildeten Verwaltung Sardiniens den Italienern hat müssen aufgedrungen werden, und daß es sich auch wesentlich auf die betreffenden nördlichen Gegenden Italiens beschränkt. Für den Rest der Halbinsel ist der Verfasser in seinem Wohlwollen und in seinen Hoffnungen offenbar zu weit gegangen — sein Ruhm und seine Verdienste in anderen Beziehungen sind so allgemein anerkannt, daß man ihm einen Irrtum, der seinem Herzen Ehre macht, um so lieber nachsehen wird. Wahr ist es, Italien hat in vielen äußeren Dingen moderne Gestalt angenommen und sich dem Einflusse der ungeheuren Weltereignisse seit 1796 fügen müssen; aber wer den jetzigen Zustand und den Charakter der Italiener kennt, dem scheint ihre weltgeschichtliche Rolle doch für lange Zeit ausgespielt. Bei einer so durchgehenden Selbstsucht des Individuums, wie sie den heutigen Italiener bezeichnet, muß man von vorn herein an jeder größeren politischen Entwicklung verzweifeln, auch wenn der gegenwärtige Druck aufhören sollte; indes ist diese Selbstsucht in Oberitalien wenigstens mit einer gewissen Energie verknüpft; man arbeitet und rührt sich, mag daneben das Privatleben beschaffen sein, wie es will, und besonders der lombardische Bauer wird dem deut-

schen an Fleiß und Beharrlichkeit wenig nachstehen. Ganz anders verhält es sich mit Rom, wo Müßiggang und Bettelei sich in das Leben der mittleren und unteren Stände teilen. Wie die Dinge allmählich so gekommen, ist hier nicht die Stelle zu erörtern; gestatten Sie mir nur einige Beobachtungen über den Tatbestand, quaeque ipse miserrima vidi.

Es gibt hier sehr viele wohlhabende Leute, die in den Stürmen der Revolution als glückliche Spekulanten, als Mäkler und Landpächter ein Vermögen erworben haben und dasselbe durch den Besitz gut rentierender Häuser und dgl. zu erhalten wissen. Auch strömt durch die Fremden und durch die Zentralisation der Verwaltung noch fortwährend so viel Geld nach Rom, daß ein kluger Mann, der günstige Gelegenheiten zu benutzen und sparsam zu leben weiß, sich ein Vermögen erwerben kann. Allein für wen? Die Söhne sind meist so erzogen, daß sie bei 200 Scudi Renten sich dem totalen Nichtstun ergeben, sich hübsch kleiden, den Bart pflegen, den Korso auf und nieder wandeln, im Caffè nuovo für zwei Bajocchi (10 Pfennige) Kaffee trinken und dabei hungern. Daß auf diese Weise meist schon die zweite Generation, wenn es eine gibt, bettelarm wird, fällt in die Augen. Ein geistlicher Onkel hilft etwa noch eine Zeit lang aus, allein mit seinem Tode hört die Hülfsquelle auf, und wo nicht gearbeitet wird, da würden ja auch die Schätze des Großmoguls auf die Länge nicht ausreichen. So sinkt hier auch der wohlhabende Mittelstand — des vielen armen Volkes nicht zu gedenken, das immer nur höchstens Buden halten, aber nicht selber Hand ans Werk legen will. Die

Handwerker sind größtenteils eingewandert, und auch sie machen sich's bequemer als sonst irgendwo. Wer sich hiervon überzeugen will, betrachte die erste, beste Werkstätte nur eine Viertelstunde lang. Der Römer hat einmal als Erbteil seines furchtbar wilden und unsichern Mittelalters einen Geist des Müßigganges mitbekommen, der ihm alle und jegliche Arbeit unleidlich macht. Sono Romano! ist die Antwort auf derartige Zumutungen, während der alte Römerstolz sich doch gern bequemt, geheime Unterstützungen (u. a. aus der Kasse der Gesellschaft Jesu) anzunehmen oder, wenn es geringe Leute sind, geradezu zu betteln.

Man pflegt wohl die römische Verwaltung und Polizei anzuklagen, aber jedenfalls müßte diese Anklage um Jahrhunderte hinaufsteigen, wenn sie die Schuldigen treffen wollte. Gegenwärtig könnte auch der beste Wille (und dieser soll vorhanden sein) sich schwerlich über die Palliativmittel erheben, so sehr ist das Übel eingewurzelt. Man kann einem seit so undenklicher Zeit auf das Faulenzen eingerichteten Volke nicht plötzlich das Arbeiten anbefehlen, man kann nicht plötzlich das römische Bettelvolk vor die Tore hinausschicken, um die Kampagna urbar und gesund zu machen, für deren eiligen und unzulänglichen Anbau sich jetzt die Gebirgsbauern so hoch bezahlen lassen, daß sie als Weideland mehr einträgt, denn als Ackerland. Man kann nicht durch einen Gewaltstreich die großen Güter plötzlich zu Parzellen zerschlagen und ein ewiges Ackergesetz geben. Jahrtausende haben gesündigt, und Jahrhunderte werden noch büßen müssen. Andere geben dem Klima die Schuld, welches

das Arbeiten weniger möglich und auch weniger nötig mache. Beides hat in beschränktem Sinne seine Richtigkeit, nur enthält Rom selber fataler Weise einen handgreiflichen Beweis, daß und wie man hier arbeiten kann, wenn man nur will, nämlich das Ghetto, die Judenstadt, von welcher weiterhin die Rede sein soll. Aber für den Römer ist nun einmal auch die leichteste Mühe zu beschwerlich, und mitten in den Segnungen des Südens leidet er lieber Not und Hunger, ehe er arbeitet. Er ist selbst zu faul, sich dem Fremden für die kleinste Dienstleistung, die ihm einige Anstrengung kosten könnte, anzubieten oder aufzudrängen, und das lästige Geschlecht der Kommissionäre, welches z. B. die Sehenswürdigkeiten der rheinischen und oberitalischen Städte umlagert hält, fehlt hier fast gänzlich, was in Betracht der hiesigen Überfülle merkwürdiger Gegenstände ein wahres Glück zu nennen ist. Aber auch ins Unangenehme schlägt dieser gänzliche Mangel an industriellem Sinne bisweilen um. Vergebens sucht der Fremde z. B. öffentliche Stiefelputzer, wenn er nach langem Herumlaufen auf staubigen Straßen wiederum ein reputierliches Ansehen gewinnen möchte. In ganz Rom sind kaum vier von jenen nützlichen Menschen vorhanden, und selbst diese sind Lombarden oder Genuesen, während ein halbes Hundert der auf allen Plätzen herumlungernden Bursche jahraus, jahrein mit dieser Beschäftigung ihr Brod verdienen könnten. Aber freilich — Siamo Romani! wir sind die Nachkommen der Scipionen, Gracchen etc. etc. Derselbe Bettler, der sich weigert, um fünf Bajocchi einen Brief vom spanischen Platze nach der Post zu tragen, wird die

doppelte Strecke mit voller Freude laufen, wenn er weiß, daß bei St. Peter ein freigebiger Mensch steht, der ihm zwei Bajocchi schenken wird. Auch der Mittelstand bequemt sich zum Geldverdienen nur bei möglichst geringer Arbeit, und doch wären hier drei, vier Unternehmungen zu machen, wobei mehr als Einer sehr reich werden könnte. So begnügt sich Rom, um nur Eins anzuführen, bis jetzt mit teuren zweispännigen Platzwagen, um welche jedesmal genau accordiert werden muß, während ein Droschkendienst zu einem Paul (4 Sgr.) für die Fahrt die lohnendste aller Unternehmungen sein müßte; denn nicht nur der Fremde, sondern ganz besonders der eingeborene Römer liebt das Fahren. Omnibusdienste existieren nur wenige und für bestimmte Kurse, z. B. nach St. Paul, und doch wäre bei einer Ausdehnung derselben auf die Hauptstraßen der Stadt ein großer und sicherer Gewinn zu erwarten. Allerdings erwidern hierauf die Römer: man würde einen solchen Unternehmer nicht aufkommen lassen oder, wenn er dennoch aufkäme, ihn totschlagen, — ein Grund, gegen welchen sich freilich nichts mehr einwenden läßt.

Die römischen Bettler können für einen beobachtenden Ausländer ein sehr interessantes, wenn auch etwas lästiges Studium abgeben. Sie bestehen teils aus Römern, teils aus zugelaufenem Volke aus den Provinzen. Etwa die Hälfte davon sind minderjährig, die übrigen mögen fast zu gleichen Teilen aus zerlumpten Weibern und Männern bestehen, unter welch letzteren viele Krüppel und Greise sind. Der Bettel ist polizeilich geschützt, und wehe demjenigen, der sich auch an dem insolentesten Bettler

vergriffe! er hätte außer der Polizei auch die ganze furchtbare Zunft gegen sich und hieße bald in ganz Rom; «der Inglese (oder Ingrese, wie man hier sagt), welcher einen armen Mann geschlagen hat». Über die Zahl der vom Bettel Lebenden läßt sich natürlich nichts Genaues feststellen, doch kann man behaupten, daß ein Fremder, der viel in der Stadt herumgeht, durchschnittlich im Tage zwanzig Mal angebettelt wird. Wollte man jedem Bettler nur einen Bajocco geben, so käme die Sache das Jahr hindurch auf etwa 100 Thlr. zu stehen, abgesehen davon, daß ein so edelmütiger Ingrese bald das ganze bettelnde Rom auf dem Nacken hätte. Wenn nun klassifiziert werden soll, so stehen, wie überall, obenan die gutgekleideten Treppensteiger oder Hausbettler, welche des Morgens an die Türen klopfen und um ein Darlehen von 1 bis 10 Scudi bitten. Hat man die Tür offen gelassen und schläft noch oder ist schon fort, so machen sie es auch wohl wie die pariser Bonjouriens und nehmen, was nicht mitgehen will, weshalb man auch nirgends die Stiefel über Nacht vor der Tür lassen darf. Von dieser privilegierten Bettelklasse geht es nun durch zahllose Schattierungen abwärts. Zunächst hat die Polizei eine gewisse Anzahl von Armen und Krüppeln vermittelst einer gestempelten Messingplatte zum Betteln patentiert, lauter solche, die zur Arbeit nicht mehr tauglich, für das Spital aber noch zu kräftig sind. Dann kommen die ordinären Krüppel ohne Patent, worunter es reiche Leute gibt, wie z. B. ein auf vier Brettchen herumkriechendes, meist auf dem spanischen Platze und am Korso stationiertes Individuum, welches Häuser und Anteile an Wein-

handlungen besitzen soll. Hiernach folgt Gesindel aller Art, welches wie in andern großen Städten seine bestimmten Bettel-Ecken hat und irgend eine Villa, ein Denkmal u. dgl. belagert. Ein großer, starker Bettler dieser Art, höchstens 50 Jahre alt, mit langem braunem Mantel, halbverhülltem Kopf und langem Stabe, macht z. B. die Villa Medici unsicher; sein äußerst gesundes Aussehen beweist, daß ihm nichts fehlt; langsam, aber unvermeidlich rückt er auf den Spaziergänger los und setzt plötzlich den Stab vor ihn hin, so daß man sich schon aus Besorgnis gern loskauft. (Ein beherzter Deutscher hat ihn jedoch neulich durchgeprügelt.) Ein junger starker Schlingel von etwa 20 Jahren lauert am Vesta-Tempel, eine große Anzahl am Kolosseum, andere auf der Treppe des Kapitols usw. Wieder andere schieben die dicken Lederdecken hinweg, womit die Türen vielbesuchter Kirchen verhängt sind, und verlangen dann einen Bajocco für die Mühe; überhaupt sind die Kirchtüren in fortwährendem Belagerungs-Zustande.

Zum Allerlästigsten gehören endlich die Restaurations-Bettler, größernteils weiblichen Geschlechts und oft von ekelhaftem Ansehen; sie erscheinen zur Mittagsstunde im Erdgeschoß der Trattorien und verlangen mit leisem Winseln entweder Geld oder die Reste von den Tellern. Auf das Mitleid des Neulings ist dabei richtig gerechnet; wer es aber mit sich und anderen Besuchern der Trattorie wohl meint, gibt ihnen nichts als höchstens ein Stück Brod. (Mönche habe ich in Rom nie betteln sehen; das Terminieren der niederen Orden hat einen anderen Charakter.)

Eine anschauliche Übersicht der römischen Bettelwelt gewähren in dieser Jahreszeit z. B. die Stufen der spanischen Treppe um Mittag; hier kann man, wie ehemals auf den Stufen der Annunziata in Genua, dieses eigentümliche Volk in seinem wild malerischen Lappenaufzuge gruppenweise betrachten, wie sie Karten spielen, einander das Ungeziefer ablesen, schlafen usw. Es ist ein Stück Mittelalter im neunzehnten Jahrhundert, ein lebendiges Bild jener großen, gefürchteten Bettelscharen, welche zumal im fünfzehnten Jahrhunderte Deutschland durchzogen und in mehr als Einer Stadt zunftmäßig organisiert und als Staat im Staate anerkannt waren.

Einen Ort gibt es in Rom, wo man vor aller Bettelei sicher ist. Tausende von altertumsliebenden Fremden besuchen fortwährend die merkwürdigen Überreste des Portikus der Oktavia, nahe beim Theater des Marcellus; aber die wenigsten gehen zehn Schritte weiter, um sich eines der sonderbarsten Schauspiele der Welt zu verschaffen, welches zugleich kulturgeschichtlich im höchsten Grade belehrend ist. Unter dem Portikus selbst zeigt sich noch das gewöhnliche Treiben, Lungern und Betteln, allein durch ein nahes Bogentor sieht man in eine enge, belebte Straße, wo der fremdartigste Anblick des Beschauers harrt. Hier beginnt nämlich das von allen Seiten mit Mauern und Toren eingeschlossene, von Schildwachen zernierte Ghetto, die Stadt der römischen Juden, nur ein paar Straßen groß, aber bis unter den Hohlziegel der ärmlichen, sechs- bis achtstöckigen Häuser voll von rührigen und fleißigen Menschen. Ihr Korrespondent ist sich

nicht der geringsten Vorliebe für die Juden bewußt und hat sich über die Bedenken wegen der Emanzipation derselben noch nicht hinwegsetzen können; aber die Wahrheit ist und bleibt es: während ganz Rom faulenzt, ist das Ghetto fleißig, während Rom in Lumpen einhergeht, trägt das Ghetto ganze Kleider, während dort alles bettelt, wird man hier nie um ein Almosen angesprochen. Dieser Anblick hat beinahe etwas Rührendes; vor allen Häusern sitzen emsig beschäftigte, strickende, nähende Frauen und Mädchen; hoch aufgestapelt liegen die Waren in den kleinen, engen Magazinchen, deren Schilder die zum Teil sonderbaren Vornamen der Besitzer (Hamilcar, Hannibal und Hasdrubal sind nicht selten) zeigen. Hier hört man wieder die sonst in Rom seltene Anrede: Signore, commanda qualche cosa? Denn hier ist ja eine industrielle Oase inmitten des trägen Roms, hier will man nicht mehr betteln, sondern verdienen. Die Geschäfte schienen mir zwar über Tücher und fertige Kleider nicht hinauszugehen, allein schon dies ist nichts Geringes, wenn es emsig betrieben wird; auch soll unter diesen Juden im Stillen ein ziemlicher Wohlstand herrschen, trotz des Druckes, unter welchem sie leben, und trotz der Schmach, mit welcher man sie geflissentlich belastet. Noch immer müssen sie nämlich in einer der Kirchen beim Portikus der Oktavia periodisch (monatlich ein- oder zweimal) die bekannten Dominikaner-Predigten über die wahre Auslegung des alten Testamentes anhören, und der christliche Quiritensohn wird von Jugend auf in der vollständigen Verachtung gegen sie erzogen, während sie doch wahrlich nicht den ungesundesten Teil der

hiesigen Bevölkerung ausmachen. Auch hier ist wieder ein Stück Mittelalter einbalsamiert vorhanden; denn das Schicksal Roms besteht jetzt darin, Dinge, die sonst überall aufgehört, dem Fremden noch einmal zu handgreiflicher Anschauung zu bringen. So oft ich seither in die Nähe dieses Quartiers gekommen, so oft zog mich auch ein Gefühl historischer Neugier in das Ghetto hinein, und jedes Mal, wenn ich an der unscheinbaren Synagoge vorüber hinaustrat nach Madonna del Pianto oder nach dem Portikus, fand ich Fleiß und Industrie wie mit dem Messer abgeschnitten, denn draußen vor dem Torbogen lungerte und schlummerte wieder das zerlumpte Rom. «Siamo Romani, siamo Christiani, Gott bewahre uns davor, so zu arbeiten, wie diese verdammten Juden! *Lieber Herr,* gebt mir einen Bajocco!»

Wovon leben nun die römischen Bettler? Fürs Erste schützen die Klostersuppen vor dem bittersten Hunger. Einige der wichtigeren Klöster der Bettelorden, wie z. B. das Kapuzinerkloster am barberinischen Platze, das große Barfüßerkloster bei Araceli auf dem Kapitol u. a. m., halten täglich offene Küche, und besonders in dem Suppengange des letztgenannten könnte ein tüchtiger Genremaler jeden Vormittag um 11 Uhr Studien zu einem Bilde in der Art des Cerquozzi oder Ostade machen, das man sich nicht pikanter denken kann. Der Gang ist von einem hochgelegenen Fenster nur spärlich erhellt; eine kleine Steintreppe führt zu dem Türchen der Küchen-Expedition hinan. Unter letzterm erscheint von Zeit zu Zeit ein Klosterbruder mit einem großen tiefen Teller voll dicker Suppe, welche sofort in

Empfang genommen und mit lüstern-froher Miene verzehrt wird; Bettler in den verschiedensten Stellungen und Gruppierungen sind malerisch im Gange verteilt. Doch genug hiervon; mögen sich Ihre älteren Leser aus eigener Anschauung des ehemaligen Kölns das Fehlende zu dem Bilde hinzudenken. Die zweite Aushülfe beruht auf der sehr bedeutenden Privatwohltätigkeit vieler Römer, welche mit der sonst wohlbekannten Hartherzigkeit und Gefühllosigkeit des Italieners gar sonderbar kontrastiert. Die Lösung dieses Widerspruches liegt, wie man versichert, in den Einflüssen des Beichtstuhles, wo dem Wohlhabenden die Milde gegen die Armen mehr als anderswo zur Pflicht gemacht wird. Ältere Römer, d. h. Deutsche, welche schon lange in Rom sind, behaupten, daß diese Art der Unterstützung einer ziemlich bedeutenden Armentaxe gleichkomme, — der übrigen zahlreichen, wenn auch zum Teil in Verfall geratenen Wohltätigkeits-Anstalten nicht zu gedenken.

Am wenigsten geben wohl die Fremden. Es bedarf kaum einiger Tage, um den Ausländer gegenüber dem römischen Bettler, selbst dem Krüppel, fast total zu verhärten und ihn zur Überzeugung zu bringen, daß jeder Heller, den er hier wegschenkt, eine Sünde ist gegen die fleißige Armut zu Hause. Gleich Anfangs wird er sich stoßen an dem zuversichtlichen Tone, womit zumal die hiesigen Bettlerweiber und die Kinder ihr Datemi un bajocco! ihm zurufen; die Bettler, welche ihm mit Stäben den Weg zu vertreten suchen, werden ihm schweren Ärger machen, noch mehr diejenigen, welche ihn am Arme fassen, und die inzwischen gemachten Be-

obachtungen über den römischen Müßiggang werden seinen Entschluß: *nichts* mehr zu geben, bald vervollständigen. Indes ist es doch praktisch, sich gewisse Bettler, zumal solche, die an bestimmten Monumenten stationieren, durch periodische Almosen zu Freunden zu machen; nur sei man auch hier nie zu freigebig. Auch überwinde man sich so weit, die Verweigerung des Almosens mit einer möglichst gelinden Miene und Gebärde zu begleiten, selbst wenn man an und für sich in der Stimmung ist, mit dem Stock drein zu schlagen; denn das hiesige Volk hat ein scharfes Auge für die «Manier», womit etwas geschieht. Hohn und Vorwürfe helfen nichts und können fürchterlich aufreizen. In E. Förster's vortrefflichem «Handbuch für Reisende in Italien», wo das Kapitel über Bettelei in einer etwas zu mildherzigen Stimmung abgefaßt ist, finden sich mehrere Rezepte zu Antworten an die Bettler, falls man ihnen wenig oder nichts geben will. Man solle zu einem ganzen Bettelschwarme etwa Folgendes sagen: «Ihr seid zu viele; wäre ich Papst oder Kaiser, ich wollte euch alle reich machen; so aber habe ich nur für 3, 5, 6 etc. eine kleine Gabe, die will ich dem und dem geben, wollt ihr Anderen dann zufrieden sein? usw.». Nun hat es gute, geduldige Landsleute gegeben, welche mit Hilfe von Lexikon und Grammatik diese Phrase ins Italienische übersetzt und den Bettlern zugerufen haben; letztere aber haben sich den ganzen Satz allmählich gemerkt, und wer jetzt anfängt: Se fossi Cesare o Papa ... dem fallen sie in die Rede: Ja, wir wissen's schon! Ihr würdet uns alle reich machen, gebt uns aber inzwischen jedem einen Bajocco! — Förster's Ratschläge sind hier nicht ganz

richtig; der Reisende, welcher sie befolgt, kommt in den sehr beschwerlichen Ruf eines Wohltäters und wird bald, wo er geht und steht, ein Gefolge haben, um welches ihn niemand beneidet. Wenig und selten zu geben, ist Hauptregel; auch sollte man unter einem ganzen Schwarme immer nur Einen beschenken, um dem Gesindel das Nachlaufen abzugewöhnen; sie merken sich's bald und bleiben zurück. Wer hier sehr wohltätig sein will, der lasse seinem Herzen freien Lauf; im Durchschnitt aber wird sich der Fremde am besten befinden, wenn er täglich nur etwa drei Bettler, jeden mit einem Bajocco, beschenkt.

Bei dieser Gelegenheit vergönnen Sie mir noch ein Wort über E. Förster's Handbuch, welches bei jeder neuen Auflage vollendeter zu werden verspricht und schon jetzt mustergültig zu nennen und deshalb in allen Händen ist (obschon für Rom «die Beschreibung Roms» von Platner und Urlichs ihrer Umständlichkeit wegen natürlich mehr gewährt). Förster war vielleicht am meisten befähigt, ein Handbuch über Italien zu schreiben, welches neben den Reiseregeln die Geschichte und die Kunst im richtigen Verhältnisse mit berücksichtigte. Besonders die kurzen kunstgeschichtlichen Überblicke sind in ihrer Art klassisch zu nennen und stehen hoch über der trockenen Einseitigkeit, womit Murray, Richard und andere Führer dergleichen abmachen. Auch die Aufzählung des Einzelnen in Kirchen, Galerien etc. abstrahiert mit richtigem Takte von allem Unbedeutenden, welches die gewöhnlichen Handbücher so dick anschwellen macht. Ganz vorzüglich aber wundert man sich über die vortrefflichen Angaben

aus dem Gebiete des Komforts und der Feinschmeckerei, über diese Speisezettel, womit Förster dem Leser den Mund wässern macht, und mancher fragt: «Woher hat der Mann diese ausgezeichneten Notizen über das, was es in allen Städten Gutes zu essen und zu trinken gibt? Der Doktor Förster ist doch kein notorischer Gourmand? Er kann doch nicht alles durchprobiert haben?» Es gab Leute, welche von dem Nachlasse des seligen Rumohr munkelten, und dieser wäre allerdings im stande gewesen, in diesem Fache das Bündigste über Italien vorzubringen. Allein wir wollen dem Leser den wahren Gourmand verraten: es ist ein Franzose, der jetzige königliche Bibliothekar Valéry, welcher in einem aparten, höchst angenehmen Büchlein unter dem Titel «L'Italie confortable» seine langjährigen Beobachtungen niedergelegt hat. Dieses hat Förster benutzt und sich auch dadurch den Dank jedes deutschen Mannes von *Geschmack* verdient.

BENNO SCHWABE & CO., VERLAG, BASEL

In unserm Verlag sind erschienen:

Jacob Burckhardt. Briefe an Gottfried und Johanna Kinkel. Herausgegeben von R. Meyer-Krämer. Geb. Fr. 6.50.

Jacob Burckhardt. Vorträge (1844—1887). III. Auflage. Geb. Fr. 24.— und Fr. 28.—. Wohlfeile Ausgabe, geb. Fr. 10.—.

Erinnerungen aus Rubens. Von Jacob Burckhardt. Gebunden Fr. 8.40.

Jacob Burckhardt. Briefe dn seinen Schüler Albert Brenner. Zweite Auflage. Fr. 1.50.

Ferien. Eine Herbstgabe. Von Jacob Burckhardt. Kart. Fr. 2.—.

Diese Neuausgabe von Gedichten ist ein nach dem Handexemplar des Verfassers berichtigter Abdruck der im Jahre 1849 erschienenen ersten Auflage.

E Hämpfeli Lieder. Von Jacob Burckhardt. Kart. Fr. 2.—. Unveränderter Abdruck der im Jahre 1853 erschienenen ersten Auflage.

Jacob Burckhardt. Persönlichkeit und Leben. Bd. I: Persönlichkeit und Jugendjahre von Prof. Dr. O. Markwart †. Mit 19 Lichtdrucktafeln. Geb. Fr. 20.—.

Konrad Witz. 30 Tafeln mit einführendem Text von Dr. Hans Graber. Preis geb. Fr. 20.—.

Zum erstenmal sind hier sämtliche bis jetzt bekannten Werke des großen deutschen Meisters der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, der heute besonders lebendig ist, wiedergegeben.

Piero della Francesca. 80 Tafeln mit einführendem Text von Dr. Hans Graber. Preis in Ganzleinen geb. Fr. 40.—, in Halbpergament geb. Fr. 45.—.

Cicerone: Künstler und Kunstfreunde seien hiemit auf das Werk eines der ganz Großen nachdrücklichst hingewiesen, das wie eine frühe Erfüllung über dem Werden unserer Zeit steht.

Van Gogh. Briefe an Emile Bernard und Paul Gauguin. Mit 14 Bildern. Preis geb. Fr. 6.50.

Die lebendig übersetzten Briefe erscheinen hier zum erstenmal vollständig. Sie sind von großer menschlich-künstlerischer Bedeutung.

Rodin und das plastische Problem. Von Bildhauer Carl Burckhardt. Mit 48 Abbildungen. Preis geb. Fr. 8.—.

Kunstfreunde und Bildhauer, die sich für das plastische Problem interessieren, werden die vorliegenden Analysen eines tüchtigen Künstlers mit Gewinn lesen und reiche Anregung daraus schöpfen.

Zeichnung, Holzschnitt und Illustration. Von Ernst Würtenberger. Mit 124 Abbildungen. Geb. Fr. 10.—.

Grundlegendes Werk für jeden Freund des Buchgewerbes und der Graphik. Verschwenderisch mit Beispielen ausgestattet. Ueberraschend aufschlußreich.

Eugène Delacroix, Briefe. 2 Bände. In Halbpergament gebunden Fr. 18.—.

Es sind Briefe der Freundschaft von einer Intimität und Innigkeit, die Meier-Gräfe sagen ließen, es seien leidenschaftlichere geschrieben worden, aber kaum schönere eines leidenschaftlichen Menschen.

Eugène Delacroix, Fragmente einer Selbstbiographie. Charles Baudelaire über Delacroix. In Halbpergam. geb. Fr. 8.—.

Mit den Heinse'schen Rubensbriefen gehören diese Delacroix-Aufsätze zu den anregendsten Kunstkritiken überhaupt.

Der Mann von Welt oder der Grashüpfer. Von Maler Martin Disteli. Neudruck der Heuschreckensatire. Mit vielen Bildern. Geb. Fr. 10.— und Fr. 16.—.

Die genialen Zeichnungen Disteli's, zu denen die Satire frei erfunden wurde, sind über alles Zeitinteresse hinaus künstlerisch bedeutend und anregend.

Jüngere Schweizer Künstler. Von Dr. Hans Graber. Mit 30 Tafeln. Geb. Fr. 6.—.

Das Buch bildet eine knappe Orientierung über das, was in unsrer jüngern Schweizer-Kunst von bemerkenswerten, verheißungsvollen Talenten zurzeit am Werk ist.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00652 3985